

eher von einem ineinander verwobenen Zusammenwirken von Sprache und Handeln aus (vgl. auch Abschnitte 3.3.1.3 und 3.3.2.2).

Statt Wirklichkeit eins zu eins abzubilden, sprach bereits Wittgenstein von Familienähnlichkeiten zwischen Begriffen, die die Verwendung des Begriffs in einem bestimmten Kontext bestimmen. Dies drückt sich gerade im Aspekt des Spiels aus:

„Betrachte z.B. einmal die Vorgänge, die wir 'Spiele' nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist allen diesen gemeinsam? – Sag nicht: 'Es muß ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht 'Spiele' – sondern schau, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was allen gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe.“
(Wittgenstein, 2003, §66)

Begriffe können Wirklichkeit demnach, im Sinne Wittgensteins, nicht umfassend definieren, sondern es ist lediglich möglich, eine familienähnliche Verwandtschaft unterschiedlichster Facetten in deren tätigen Verwendung auszumachen. Definitionen dürfen also durchaus „unklare Grenzen“ aufweisen, ohne dabei ihren Sinn zu verlieren. Dies sollte dann gelingen, wenn man zu zeigen vermag, *wie* die entsprechenden Begriffe in einem bestimmten Kontext *verwendet* werden und mit deren Verwendung zu spielen (d.h. Variationsmöglichkeiten der Verwendung zu finden). Offene unterscheiden sich somit von der üblichen, geschlossenen Art von Definition darin, dass sie auch das „wie“ zu zeigen vermögen, und nicht nur eine rein inhaltliche Aussage machen („was“).

3.3 Prozessphilosophie

Die philosophische Grundlage für alle weiteren Ausführungen ist interaktionistisches Prozessdenken.

Wie ist es möglich, Kommunikation so zu beschreiben, dass darin eine phänomenologische Grundhaltung zum Ausdruck kommt, präreflexives Bewusstsein erfahrbar wird, die Intuition als Einfühlung in den Gegenstand genutzt werden kann, um „flüssige“ Begriffe zu finden? Wie ist es möglich, durch eine interaktionistische Sprache die vorgängige prozesshafte „Verwobenheit“ von allem mit allem sichtbar zu machen? Wie kann durch die Verwendung „offener Definitionen“ das Wesen von Konkreativität in der Kommunikation skizziert werden? Wie ist es möglich, sich dem Thema Konkreativität in der Kommunikation ganz im Sinne einer Erste-Person-Wissenschaft anzunähern?

Rekapitulieren wir für den Versuch, eine Antwort auf diese Fragen zu entwickeln, noch einmal die bisherige Argumentationslinie: Der Versuch, mittels Kommunikation aufzuzeigen, was Kommunikation sei, gleicht dem Versuch, sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Kommunikation müsste unendlich viele Schritte zurücktreten, um ihr eigenes Wesen erkennen zu können, insbesondere wenn es darum geht, zu zeigen,

wie in Kommunikation (konkreativ-) Neues möglich ist. Hierzu müsste außerhalb ihrer selbst ein fester, archimedischer Ankerpunkt gefunden werden, von dem aus ihr Wesen objektiv und neutral erkennbar ist. Ein solcher Punkt ist nicht nur schwerlich zu finden - die Erkenntnisse, die wir von dort aus machten, würde auch nichts nützen, denn sie könnten nicht verwertet werden, da sie in einer wissenschaftlichen Arbeit wieder in (schriftliche) Kommunikation überführt werden müssten. Da eine wissenschaftliche Arbeit nicht nicht-kommunizierend und nicht nicht-schriftlich verfasst werden kann, ist eine *vollständige* Erfassung des Wesens von Kommunikation (inklusive des Aspekts des „konkreativ-Neuen“) mit Hilfe von Schrift und Sprache definitionsgemäß nicht möglich. Deshalb müsste diese Arbeit an dieser Stelle eigentlich beendet werden.

Ein Ausweg öffnet sich jedoch, wenn man gewissermaßen „den Spieß umdreht“. *Dass* eine wissenschaftliche Arbeit in Form von schriftlicher Kommunikation zu erfolgen hat, ist (z.B. in Promotionsordnungen) *gesetzt*. Erkennt man dies an, so lautet die Frage dann, wie schriftliche Kommunikation über Kommunikation beschaffen sein muss, so dass darin das Wesen von Konkreativität in Kommunikation verstehbar wird. Eine Folgefrage lautet, was Verständnis bedeutet. Fasst man Verständnis als eine vollständige, logische Erfassung auf einer symbolischen (expliziten, schriftlichen, logischen, allgemeinbegrifflichen, vollständig definierenden) Ebene, so gelangt man sogleich wieder in dieselbe Sackgasse, wie zuvor. Fasst man hingegen Verständnis als etwas auf, was auch auf einer präreflexiven Ebene erfolgt, dann erkennt man darin den Umstand an, dass ein abschließendes, umfassendes, explizites Verständnis bezüglich der Frage, was Konkreativität in der Kommunikation sei, nicht möglich ist und niemals möglich sein wird.

Dieser Umstand scheint zunächst ein gravierender Nachteil zu sein, der aber, ändert man die Blickrichtung, auch zum Vorteil gereichen kann. Wenn anerkannt wird, dass ein abschließendes explizites Verständnis von Konkreativität in der Kommunikation unmöglich ist, so ist die Tatsache, dass diese Arbeit selbst Kommunikation ist, nicht mehr als Hindernis anzusehen, sondern sie kann als Ressource genutzt werden. Es wird dann möglich, sich an ein Verständnis dessen, was Konkreativität in der Kommunikation sei, von einer präreflexiven Ebene her anzunähern, um auf diese Art einen sich entfaltenden Begriff von Konkreativität in der Kommunikation in einer „offenen Definition“ mit immer weiteren Bedeutungsfacetten anzureichern. Der Prozess des Kommunizierens über Kommunikation im Rahmen dieser Arbeit (im Sinne eines Wittgenstein'schen Sprachspiels, vgl. Abschnitt 3.2.5) wäre dann zugleich der Untersuchungsgegenstand, auf den man sich dabei zu beziehen hat.

Eine geeignete philosophische Grundlage, um einen solchen Ansatz zu entwickeln, bietet das *Prozessmodell* (PM) von Gendlin (2015)⁸. Dies ist ein Denkmodell, mit dem Gendlin eine Ergänzung zu klassischen, von reinem Dritte-Person-Denken geprägten

⁸Die Zitate, die aus Gendlin (2015) entnommen sind, werden ohne im Original ggf. vorhandene Textformatierungen wiedergegeben.

Wissenschaftsmodellen aufzeigt. Das Prozessmodell stellt eine breit und detailreich ausgearbeitete Konkretisierung des Paradigmas der Erste-Person-Wissenschaft dar. Es wurde laut eigenen Angaben über 30 Jahre hinweg entwickelt und stellt die Essenz Gendlins philosophischen Schaffens dar.

Zentral in Gendlins Denken ist die Vorstellung, dass das Individuum und seine Umwelt in primärer Hinsicht als prozesshafte Interaktion zusammenwirken. Sie sind erst in sekundärer Hinsicht als statisch-Einzelnnes (z.B. als einzelne Dinge, separate Einheiten, einzelne Menschen, wahrnehmbare Objekte in der Umgebung) unterscheidbar.

Gendlins Denken geht also eher von einer *Verschränkung* von allem aus, als von unabhängigen Einheiten:

„Es wird heute angenommen, dass alles aus kleinen Teilen, aus kleinen Einheiten zusammengesetzt ist, auch die lebendigen Wesen. [...] Alles wird so angesehen und studiert, als hätte es jemand aus kleinen Teilchen zusammengebaut, als wäre es künstlich. Was da ist, wird in kleine, voneinander separierte Teile zerschnitten. Diese Teile werden als definierbar und gleich bleibend betrachtet.“ (Gendlin, 2008, 68)

Die Prozessphilosophie hingegen setzt mehr auf das Prozessgeschehen, auf das also, was sich ereignet, wenn Menschen „innerlich“ mit einem Thema in Kontakt kommen, wenn es beginnt, ihnen „nahe zu gehen“:

„Deshalb ist Gendlins Philosophie kein Gebäude, das aus semantisch definierten Begriffen besteht, sondern ein Vorgang, ein Philosophieren, in dem Prozesse beschrieben werden, die, indem sie zur Sprache gebracht werden, zugleich vor sich gehen und daher erlebt werden.“ (Wiltshko, 2008a, 22)

Das Prozessmodell ist das passende Denkmodell, um Antworten auf die Fragestellungen dieser Arbeit zu entwickeln. Dies lässt sich folgendermaßen begründen: Ein Modell, welches die Veränderlichkeit von Prozessen in den primären Fokus nimmt und von dort ausgehend weiterdenkt, bietet eine gute Grundlage für einen pädagogischen Ansatz, der auf die veränderlichen Lebens- und Arbeitswelten in der Postmoderne (vgl. Kapitel 1) zu antworten versucht. Wenn sich der Boden, auf dem wir gehen, beständig verändert und schwankt (vgl. Überlegungen zum Thema „Halt in der Postmoderne“ auf den Seiten 61 und 104), so ist es hilfreich, ein Denken zugrunde zu legen, das aus dem Schwanken Kraft gewinnt und somit auf dynamische Weise Stabilität erzeugt.

Wie sich das Prozessmodell im Detail ausdifferenzieren und auf das Feld der menschlichen Kommunikation übertragen lässt⁹, soll im Folgenden aufgezeigt werden. Da

⁹In einem Gespräch, das ich mit Dr. Donata Schoeller, einer der Übersetzerinnen des PM, im Sommer 2014 führte, kam die Frage auf, ob man das Modell, welches mehrere hundert Seiten umfasst, zusammenfassen kann. Donata Schoeller war der Ansicht, dass dies auf keinen Fall möglich sei; ich war der Ansicht, dass es möglich sein muss, wie bei jedem beliebig anderen Buch auch. Im Nachhinein betrachtet denke ich, haben wir beide Recht. Das Modell ist nicht „neutral“ zusammenfassbar, d.h. ohne konkreten Anwendungsbezug, denn dann würden die feinen Details und Verästelungen verloren gehen, die es als Ganzes zusammenhalten, und es verlöre dadurch gerade seinen Sinn. Wenn ich das Modell jedoch auf die Thematik der vorliegenden Arbeit *anwende*,

das Modell nur als Ganzes „funktioniert“, werden nun alle einzelnen Kapitel in knapper Form wiedergegeben. Es stellt gewissermaßen eine Art von „Betriebssystem“ für den zweiten Teil dieser Arbeit dar. Es bildet die begriffliche Grundlage für alle dort beschriebenen Ausführungen und wird deshalb im Folgenden sehr ausführlich dargelegt.

3.3.1 Basismodell

In einem Basismodell zeigt Gendlin auf einer sehr grundlegenden Ebene, wie ausgehend von der prozesshaften Interaktion von Körper und Umwelt Neues möglich ist.

Im *Basismodell* entwickelt Gendlin eine Sprache, die aufzeigt, wie sich Prozesse dynamisch fortsetzen und wie dabei aus dem Dynamischen heraus sowohl Stabilität als auch Kreativität beschreibbar werden. Da auch Kommunikation als ein Prozess angesehen werden kann, kann das Basismodell als Grundlage für die Fortführung dieser Arbeit dienen.

3.3.1.1 Körper und Umwelt

Körper und Umwelt sind ein prozesshaft vor sich gehendes Ganzes. (PM-Kapitel 1; 2015, 49ff)

Gendlin unterscheidet in seinem Modell als Erstes verschiedene Arten von „Umwelt“, die zum Individuum (bzw. dem Körper des Individuums) in unterschiedlichen „Beziehungen“ stehen können:

- Umwelt vom Typ 1 ist die Umwelt des Beobachters. Die Umwelt ist hier tatsächlich Um-Welt, also den Körper des Individuums umgebend und von ihm getrennt. Diese Trennung *entsteht* gerade durch die Beobachtung. Der Beobachter legt fest, wo die Grenze zwischen Körper und Umwelt verläuft. Dies geschieht v.a. durch den Sehsinn, und i.d.R. ohne sich dessen bewusst zu sein. Als Metapher für die Umwelt des Typs 1 lässt sich die „typisch wissenschaftliche Betrachtungsweise“ verwenden. Eine Wissenschaftlerin etwa, die Primaten erforscht, kann durch ihren „analytischen Blick“ klar unterscheiden, wo der Körper eines Schimpansen endet, und wo seine Umwelt beginnt. Sie trennt mit ihrem Blick, gleichsam wie mit einem Skalpell, den einzelnen Körper von der dschungelartigen Umgebung ab. Im Denken der Wissenschaftlerin kann daraufhin die Umwelt mit dem Körper des Schimpansen in Wechselwirkung treten. Auf diese Weise könnte sie z.B. ein Modell erstellen, das das Verhalten von Primaten in spezifischen Dschungelumgebungen beschreibt. Auch einzelne Umweltobjekte (z.B. Bäume oder Früchte

so „hebt“ meine Intention lediglich diejenigen Aspekte des Modells aus diesem „heraus“, die für meine Fragestellung relevant sind. In diesem Sinne ist es leicht, das Modell zusammenzufassen. Es ist dann nicht nur möglich, sondern sogar notwendig.

oder andere Tiere) lassen sich auf diese Art separieren, so dass diese im Modell mit dem einzelnen Primatenkörper, der im Dschungel beobachtet wird, interagieren können. Der Umwelt-1-Begriff ist unser alltagssprachlich-unreflektierter Umweltbegriff.

- Umwelt vom Typ 2 ist ein strukturiertes, prozesshaftes Kontinuum: Umwelt und Körper implizieren einander und sind ein *gemeinsames* Geschehen. Ein Beispiel: Im Prozess des Gehens sind der Widerstand des Bodens und der Druck des Fußes Aspekte des selben sich dynamisch fortsetzenden Geschehens. Sie sind nicht voneinander separierbar (Druck *ist* Widerstand). Dieser Gedanke wird im Laufe des Modells im Detail entfaltet, so dass er an dieser Stelle lediglich genannt, aber noch nicht konkret ausgeführt werden soll.
- Umwelt vom Typ 3 ist die durch den Körper-Umwelt-2-Prozess ausgestaltete Umwelt. Der Prozess, der sich als Körper-Umwelt-2-Prozesskontinuum ereignet, setzt sich in Umwelt 3 fort. Das Haus der Schnecke oder das Netz der Spinne sind Beispiele aus der Natur. Das Netz entsteht aus dem Körper-Umwelt-2-Lebensprozess der Spinne heraus, ist also dessen „sich-selbst-erschaffende“ Fortsetzung. Körper-Umwelt-3-Prozesse entstehen nicht nur aus Körper-Umwelt-2-Prozessen, sondern wirken zugleich in sie hinein und auch in diese zurück. Der Lebensprozess der Spinne kann sich nur fortsetzen, indem sie Netze baut, und das Netz kann nur fortbestehen, indem es von der Spinne geschaffen (repariert, verändert usw.) wird.

Umwelt 2 und 3 sind in Gendlins Denken zu verstehen als etwas Dynamisches, nicht als etwas beobachtbar-Statistisches. Umwelt ist im Prozessdenken zugleich Körper und umgekehrt ist Körper zugleich Umwelt¹⁰. Dies wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass im *Prozess* des Gehens der Widerstand des Bodens bis in den Bau der Knochen im Fuß und bis in die Gelenke und Unterschenkelknochen und in den gesamten Körperbau „hineinreicht“. Auch die Lunge-die-Luft-aufnimmt und die Luft-die-in-die-Lunge-einströmt sind im Prozess des Atmens das *gleiche* prozesshafte Geschehen. Lunge und Luft sind, prozesshaft gedacht, nichts Getrenntes. Die Haut ist in dieser Sichtweise nicht mehr „die große Grenze“ (ebd., 52), die ein Umwelt-1-Beobachter als Trennlinie von Körper und Umwelt ausmacht. Prozesshaft gedacht lässt sich innen und außen nicht mehr separieren: „Das einfache ‚in‘ innerhalb eines Hautumschlags nimmt lediglich einen positionalen Raum an, in dem eine Linie oder Fläche etwas in ein ‚Aussen‘ und in ein ‚Innen‘ trennt“ (ebd., 55). Körper und Umwelt, die ein Beobachter als getrennt wahrnimmt, gehen im Prozess fließend ineinander über. Sie

¹⁰Insofern wäre es eigentlich sinnvoll, grundsätzlich von Körper-Umwelt-Prozessen und Umwelt-Körper-Prozessen (je nachdem, auf welchen Aspekt, aus Sicht des klassischen Denkens, man seinen Schwerpunkt legen möchte) zu sprechen statt lediglich von Körper und Umwelt als singuläre Entitäten. Es kommt Gendlin gerade auf die Verschränkung an.

sind im Vorschreiten der jeweiligen Dynamik ein verwobenes, immer-veränderliches Ganzes: eben Prozess.¹¹

Der größte Teil des menschlichen Lebens geht nach Gendlin in Umwelten vor sich, die, wie das oben genannte Spinnennetz, geschaffen sind. Beispiele sind der Zement, auf dem wir gehen, die Häuser, in denen wir wohnen, die technischen Geräte, die wir verwenden und die Kleidung, die wir tragen. All diese Dinge oder Produkte sind aus menschlichen Lebensprozessen heraus entstanden. Sie sind mit menschlichen Lebensprozessen bis ins Innerste hinein „verwoben“. Und menschliche Lebensprozesse setzen sich in ihnen fort - sie *sind* daher auch selbst Prozess.

Dabei ist zu beachten: Der Lebensprozess von Person A kann an einer Umwelt (Typ 3) teilhaben, die zugleich Lebensprozess von Person B sein kann. Der vorliegende Text beispielsweise ist sowohl für Sie als Leserin oder Leser, als auch für mich als Autor eine solche Umwelt vom Typ 3. Es lässt sich im Prozess nicht unterscheiden, wo ich als Autor „aufhöre“, wo der Text „beginnt“ und wo Sie als Leserin oder Leser „beginnen“ (es sei denn, man würde eine Umwelt-1-Beobachterperspektive einnehmen). Im Prozesskontinuum des voranschreitenden Textflusses, d.h. in den Handlungen des Lesens/Schreibens sind Text, Leserschaft und Autorschaft ein prozesshaft vor sich gehendes Ganzes.

Um es noch einmal zu verdeutlichen: Das Prozessmodell heißt deshalb Prozessmodell, weil der *Prozesscharakter* allen Seins (Veränderung, Dynamik, Nicht-Definierbarkeit) der zentrale Begriff ist, der alle weiteren Ausführungen begründet und impliziert. Prozesse sind eben nicht Einheiten (Objekte, Gegenstände, einzelne, unterscheidbare Personen, wissenschaftliche Definitionen, Begriffe usw.). Da die Inhalte des Gendlin'schen Prozessmodells mit der Art und Weise, *wie* das Modell geschrieben wurde, korrespondiert (Verschränkung von Form und Inhalt), ist es nicht möglich, feste Definitionen der Begriffe zu geben. Alle Begriffe des Modells entsprechen daher dem Anspruch, immer „flüssig“ zu bleiben, wie bereits Bergson dies gefordert hatte (vgl. Abschnitt 3.2.3). Trotz dieser scheinbaren begrifflichen „Ungenauigkeit“ ist das Modell nichts Beliebiges. Es eröffnet ganz konkrete Ansatzpunkte für Handlungen. So ist es z.B. die philosophische Grundlage, auf der die Focusingtherapie beruht (vgl. Renn, 2016; vgl. Gendlin und Wiltschko, 2004). Ein Verfahren also, dessen Wirksamkeit schon seit langem auch empirisch belegt ist (vgl. Metaanalyse von Hendricks, 2001).

¹¹Gendlin nimmt in seinen Umweltbegriffen direkt Anleihe bei Merleau-Ponty, bei dem der Mensch „der Welt nicht gegenüber [steht], sondern [...] Teil ihres Leibes [ist]“ (Stein und Müller, 2016, 71).

3.3.1.2 Implizieren-und-Geschehen

Kommunikationsprozesse gehen als Implizieren-und-Geschehen vor sich. (PM-Kapitel 2, 2015, 57ff)

Alles ist permanente Wandlung, ständige Veränderung, und nicht primär Stabilität: Alles ist zunächst Prozess. Prozesse werden vorangetragen durch einen „Mechanismus“¹², den Gendlin einmal als „Implizieren-ins-Geschehen“ und einmal als „Geschehen-ins-Implizieren-hinein“¹³ bezeichnet. Beides ist dasselbe, jeweils aus Sicht des jeweils anderen. Dieser „Mechanismus“ ist gewissermaßen das Herzstück von allem, was sich lebendig fortentwickelt.

Implizieren: Der Begriff des Implizierens kann in Gendlins Denken vielfältige Bedeutungen annehmen. Er wird im Laufe des Prozess-Modells nicht einmalig definiert, sondern wird (im Sinne einer „offenen Definition“, vgl. auch Abschnitt 3.2.5) immer weiter angereichert mit unterschiedlichsten Bedeutungsfacetten. Eine mögliche Bedeutungsfacette liegt darin, dass jeder Körper-Umwelt-2-Prozess mögliche Sequenzen für dessen eigene Fortsetzung impliziert, die jedoch nicht alle ausgeführt werden. Es ist sogar möglich, dass „vielleicht nicht einmal eine davon [fortgesetzt wird], sondern [dass wir] noch subtiler reagieren“ (ebd., 58). Jeder Lebensprozess (Körper-Umwelt 2; inklusive der Erweiterung von Körper-Umwelt 3) impliziert seine eigene Fortsetzung; alles was lebt, ist gewissermaßen „nach vorne hin offen“. Es will, es drängt, es ersehnt, es braucht. Das gendlin'sche Implizieren ist in diesem Punkt durchaus vergleichbar mit der Rogers'schen Aktualisierungstendenz (vgl. Abschnitt 1.4.2.1).

Geschehen: Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass das Implizieren nicht als etwas Alleinstehendes, sondern immer nur in Kombination mit konkretem Geschehen verstanden werden kann. Ein Geschehen ist sich tatsächlich ereignende Veränderung: Es „passiert“ etwas. Im Bereich der zwischenmenschlichen Kommunikation kann ein mögliches „Geschehens-Ereignis“ beispielsweise ein einzelner Blick sein, eine Geste mit der Hand, ein ausgesprochenes Wort, eine Veränderung der Körperhaltung, ein Räuspern oder eine Änderung der Tonlage der Stimme. Als Beobachter (Umwelt-1) lassen sich derartige Ereignisse als separat voneinander beschreiben, wohingegen sie im konkret erlebten und prozesshaft fortgeführten Gespräch (Umwelt-2 und Umwelt-3) fließend ineinander übergehen. Daher lässt sich Geschehen im Prozess-Denken nicht

¹²Der Begriff „Mechanismus“ ist in diesem Zusammenhang als Metapher zu verstehen, und wird deshalb in Anführungsstriche gesetzt, denn ein tatsächlicher Mechanismus, wie er etwa in einer mechanischen Uhr vorkommt, wäre gerade nicht im Gendlin'schen Sinne lebendig. Der hier beschriebene „Mechanismus“ ist deshalb eher ein Gedankenkonstrukt, das das Wesentliche des Lebendigen so hervorheben soll, so dass man überhaupt darüber reden kann. Man könnte den „Mechanismus“ deshalb auch als „Prinzip“ oder als „Wirkweise“ bezeichnen. Auch diese beiden Begriffe sind nicht wörtlich zu nehmen; letztlich kann es keinen expliziten Begriff geben, mit dem sich das, was hier gemeint ist, geschlossen definieren lässt, da hierdurch der Charakter des Lebendigen, auf den die jeweilige Metapher hindeutet, gerade wieder verloren gehen würde.

¹³Gendlin verwendet Bindestriche, um zu zeigen, dass Geschehen und Implizieren ein einziger Prozess sind und deshalb eigentlich sogar mit einem einzelnen Begriff bezeichnet werden müssten.

als getrennt vom Implizieren ansehen. Ein Kommunikationsprozess ist Implizieren und Geschehen *zugleich*. Würden wir die Kommunikations-Geschehnisse nur als Einzelgeschehnisse ohne Implikation betrachten, so würde der rote Faden, der Sinn, der alles zusammenhält und voranträgt, verloren gehen.

Um Missverständnissen vorzubeugen, ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass das Implizieren nicht das Geschehen kausal determiniert. Implizieren ist nicht einfach früheres Geschehen, welches das weitere Geschehen bedingt. Einer solchen Sichtweise nach würde die grundsätzliche Offenheit, die lebendige Prozesse kennzeichnet, verloren gehen. Implizieren ist nicht einfach ein „Geschehen in einer anderen Position in der linearen Zeit“ (ebd., 62). Der Prozesscharakter von Implizieren und Geschehen wird auch deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Gendlin für beide Begriffe substantivierte Verben verwendet. Im englischen Originaltext wird dies noch deutlicher durch die Endung „-ing“ ausgedrückt. Hier spricht er von „implying and occurring“ (vgl. 1997a). Implizieren und Geschehen sind nicht nacheinander geschaltete Takte. Wäre dies so, so ließe sich dies sprachlich durch Substantive ausdrücken. Ein Gespräch ist jedoch immer Prozess-Ganzes, in dem Implizieren und Geschehen beständig ineinander greifen¹⁴. Dies wird besonders deutlich durch die Wendung „Etwas geschieht ins Implizieren hinein“. Das, was geschieht, trägt das Implizieren voran. Es verändert es gleichsam, *indem* es geschieht.

In Bezug auf Kommunikation heißt das: Ein Wort, eine Geste, ein Blick verändert das, was die Situation als nächstes impliziert. Im Falle eines Gesprächsprozesses können in einer spezifischen, gegebenen Gesprächssituation mindestens drei Arten von Implizieren unterschieden werden:

- Das Implizieren des eigenen Gesprächsprozesses (also das, was ich sagen möchte),
- das Implizieren des Gesprächsprozesses meines Gegenübers (also das, was Du sagen möchtest) und
- das Implizieren des Gesamtprozesses (also das, worauf das Gespräch als Ganzes „hinaus will“).

Diese drei Implizierungen sind unterscheidbar aus einer Beobachterperspektive (Umwelt-1) heraus. Sie wirken im Gespräch jedoch immer zusammen und tragen das Gespräch auch als Ganzes voran. Es gibt nur ein ganzes Implizieren, in dem unterschiedliche Prozesse als Ganzes zusammenwirken.

Die genannte Differenzierung (Ich-Du-Es) ist auch im Falle des vorliegenden Textes durchführbar. Ich kann als Autor darüber nachdenken, was ich als nächstes schreiben möchte; ich kann darüber nachdenken, was der Text als Ganzes in seiner Eigenlogik

¹⁴Als Metapher für die Verschränkung von Implizieren-und-Verstehen lässt sich das berühmte Bild von Escher nennen, in der eine Hand die andere zeichnet und die andere Hand wiederum die eine. (Grenze der Metapher: In der Prozessphilosophie ist nur eines von beidem explizit darstellbar, nämlich das Geschehen; in Eschers Bild sind beide Hände explizit darstellbar. Außerdem ist das Bild geschlossen; das Implizieren hingegen hat keinen festen „Rand“.)

als nächstes verlangt (d.h. wie er weitergeführt werden „möchte“) und Sie können als Leserin oder Leser darüber nachdenken, was sich daraus in Ihrem eigenen Denken ergibt. Natürlich können wir in einem konkreten Gespräch (d.h. in dem, was wir als nächstes sagen) nicht unsere eigene Perspektive („ich“) verlassen, ohne dass wir abstrahieren müssten. Wir können zwar über soziale Systeme abstrakt nachdenken; konkret kommunizieren (d.h. Gesten, Worte und Sätze hervorbringen) können wir jedoch nur als Individuen.

3.3.1.3 Gestoppte Prozesse

Das Thema eines Kommunikationsprozesses ist gerade derjenige Teil des Prozesses, der gestoppt ist. (PM-Kapitel 3, ebd., 66ff)

Ein stabiles *Objekt* ist in der Prozessphilosophie immer gerade derjenige Teil des Körper-Umwelt-2-Prozesses, der den Prozess *durch seine Abwesenheit* zu stoppen vermag. Dies wird verständlich, wenn wir uns noch einmal vergegenwärtigen, dass die Grundlage des Modells ja eben das Prozesshafte, Veränderbare, Dynamische ist (vgl. PM-Kapitel 1). Die Stabilität eines Objekts muss also, um sie aus dem Dynamischen heraus beschreiben zu können, entsprechend „invers“ definiert werden.

So befindet sich z.B. das Wasser, in dem ein Fisch lebt, und das ein Umwelt-1-Beobachter als etwas vom Fisch Getrenntes ausmacht, so lange im Prozesskontinuum mit dem lebendigen Fischkörper (Austausch von Wasser, Nährstoffen, Sauerstoff usw.), so lange das Wasser und der Fisch gleichermaßen prozesshaft „weiterleben“. Wenn jedoch das Wasser fehlt, kann es für den Lebensprozess des Fisches zum Objekt werden. Analoge Beispiele lassen sich auch in der menschlichen Welt finden. Manchmal fällt uns die Existenz eines Menschen erst dann so richtig auf, wenn dieser Mensch nicht mehr da ist. Zuvor war dieser Mensch ins Prozesskontinuum derart eingewoben, dass er uns nicht (bzw. nur teilweise) zum Objekt wurde¹⁵. Ein solches „Verwobensein“ im zwischenmenschlichen Prozesskontinuum beginnt bereits, wenn sich der menschliche Embryo im Körper der Mutter (wie der Fisch im Wasser) entwickelt. Alles, was in dieser natürlichen Umgebung „da“ ist, ist für den Embryo gewissermaßen gar nicht objekthaft vorhanden. Auch nach der Geburt ist für einen Säugling die Brust der Mutter so lange kein Objekt, wie sie jederzeit „da“ ist. Erst dadurch, dass sie von Zeit zu Zeit auch „fehlen“ kann, tritt sie in die Welt des Säuglings als etwas Separiertes ein. Hier freilich kann man noch nicht von bewusster Wahrnehmung oder gar Gedächtnis sprechen. Das „Fehlen“, das hier gemeint ist, ist grundlegender gemeint. Es ist auch ohne menschliches Bewusstsein möglich.

¹⁵Der Begriff „Objekt“ ist sehr grundlegend und „minimalistisch“ gedacht und kann daher in Gendlins Denken auch Lebewesen meinen. Wichtig im Objektbegriff ist lediglich der Aspekt der Trennung eines Objekts von allem anderen.

Ein Objekt ist also in Gendlins Denken nicht etwas primär Gegebenes, Abgrenzbares, was von vornherein vorhanden ist, sondern etwas, was erst dann „entsteht“, wenn es vom Prozess her als etwas Fehlendes impliziert wird¹⁶. Das Implizieren ist zwar offen, aber dennoch nicht beliebig; nur *bestimmte* Geschehnisse können den Prozess fortsetzen, und andere nicht. Fehlt ein bestimmtes Geschehen, das den Prozess fortsetzen könnte (z.B. das Vorhandensein von Nahrung oder die Anwesenheit einer bestimmten Art von Person), so trennt sich dieser Aspekt des Prozesses als gestoppter Prozess vom weiter vorangehenden Restprozess ab. Dies *ist* dann das Objekt. Jeder Körper hat auf diese Weise „seine“ Objekte und nur seine (d.h. keine anderen). Und auch umgekehrt gilt: Was ein Körper-Umwelt-Prozess nicht impliziert, kann durch sein Fehlen für diesen Prozess auch nicht zum Objekt werden. So können beispielsweise für eine Amöbe Schrift und Sprache nicht zum Objekt werden, da die Abwesenheit von beidem nicht den Lebensprozess der Amöbe zu stoppen vermag.

Wenn in einem gestoppten Prozess das Implizieren nicht im Geschehen fortgesetzt werden kann, „begegnen wir dem Implizieren ‚...‘ als solchem“ (ebd., 69), welches so lange gleich bleibt, so lange der Prozess gestoppt ist. Auf diese Art lässt sich also Stabilität gewissermaßen „invers“ erklären. Stabil ist gerade das, was impliziert ist, aber nicht fortgesetzt werden kann. Nur, indem „es“ für den Organismus als ein beständig vorhandenes Fehlen zum Objekt wird, wird es für unser Empfinden „greifbar“.

Auf das Themenfeld der Kommunikation angewendet bedeutet dies folgendes: Normalerweise bezeichnen wir Objekte mit (z.B. sprachlichen) Symbolen. Symbole repräsentieren dann Objekte bzw. Symbole *bilden* Objekte *ab*. In Gendlins Denken jedoch ist ein Symbol nichts, was von den lebendigen Körper-Umwelt-Prozessen der Kommunizierenden getrennt ist. Auch das „Geschehen“ (z.B. Aussprechen) eines Symbols kann ins Implizieren des Körperprozesses hineingreifen und dieses verändern. Da „Explikation¹⁷ [...] nie Repräsentation [ist], sondern selbst jeweils ein weiterer Prozess“ [...], kann man im Prozessdenken nicht mehr davon ausgehen, dass Symbole Objekte schlichtweg abbilden. Die Beziehung zwischen Symbol und Objekt ist verwickelter (englisch: „more intricate“), als die Metapher der *Abbildung* Glauben macht. Dieser Zusammenhang wird später (vgl. Abschnitt 3.3.2.2) noch genauer ausgeführt.

¹⁶In diesem Sinne lässt sich Gendlins Philosophie aus physikalischer Sicht eher mit quantentheoretischen Annahmen vereinbaren, als mit Annahmen, die von einem Atommodell ausgehen, welches aus separaten Partikeln (Elektronen, Protonen usw.) „zusammengesetzt“ wird (vgl. Gendlin und Lemke, 1983).

¹⁷das „Verfertigen“ oder „Geschehenmachen“ von Symbolen

3.3.1.4 Alles-durch-Alles

Jedes neue Kommunikationsgeschehen ereignet sich aus dem ursprünglichen Interaffizieren der Prozesse aller an der Kommunikation Beteiligten heraus. (PM-Kapitel 4a, ebd., 76ff)

Bisher wurden drei Bedeutungsfacetten des Implizierens beschrieben:

- Körper-und-Umwelt
- Implizieren-und-Geschehen
- Gestoppter-Prozess-und-Objekt

Im nun folgenden Abschnitt kommt eine neue Facette hinzu: Wie Prozesse einander implizieren, sobald es viele (d.h. unterschiedliche „Teile“ des Gesamtprozesses) sind. Gendlin zeigt also auf, wie aus dem Prozessdenken heraus *Komplexität* gedacht werden kann.

Komplexität lässt sich aus prozessphilosophischer Sicht verstehen als das Miteinander- und Ineinanderverwobensein aller in einem Organismus (oder in einem System von Organismen) vor sich gehenden und gestoppten Prozesse. Gendlin spricht in diesem Zusammenhang von „Phasen“, d.h. von spezifischen Prozess-Konfigurationen, in denen ganz bestimmte (Teil-) Prozesse weitergehen und andere nicht. Kein Prozess geht im Prozesskontinuum unabhängig von allen anderen Prozessen vor sich: „Wie genau ein Prozess in seinen jeweiligen Phasen ist, impliziert, wie die anderen sind“ (ebd., 79). Hierin kommt das eingangs genannte, grundlegende Prinzip in Gendlins Denken sehr deutlich zum Tragen, das er „Interaktion zuerst“ nennt: Aus einer Beobachterperspektive könnte man zwar unterschiedliche Prozesse als separat vor-sich-gehend unterscheiden (z.B. im Menschen das Denken, das Fühlen, den Blutkreislauf, die hormonellen Prozesse usw.). Es scheint dann so, als ob sie voneinander *getrennte* Prozesse wären, die erst nachträglich miteinander in Interaktion treten. Gendlins Denken dreht diese Richtung jedoch um: „Der Interaktionsprozess kann lange vor der Differenzierung von Prozessen existieren“ (ebd., 81). Daraus lässt sich ableiten: „Ihr‘ Affizieren (interaffecting) geht ihrer Vielzahl voraus und hört nicht auf, wenn sie viele geworden sind“ (ebd.).

Dieses hochkomplexe und hochsensible, gemeinsam-implizierende Miteinander aller Prozesse lässt sich auch als „ursprüngliches Interaffizieren“ bezeichnen.¹⁸ Was damit

¹⁸In diesem Punkt ist Gendlins Philosophie für unser Alltagsdenken besonders schwer zu begreifen. Wir sind es von klein auf gewohnt, einzelne Objekte als die Grundlage allen Seins anzusehen. Metaphorisch kann man hier das Kind, das mit Bauklötzen spielt, und dabei eine Ritterburg baut, betrachten. Im Prozessdenken sind nicht die Bauklötze ontologisch vorgängig, sondern gewissermaßen der Gesamtprozess des „Burgbauens“ oder „Burgens“. Die einzelnen Objekte und auch die einzelnen Teilprozesse, die in diesem „burgenden“ Gesamtprozess notwendig werden (also z.B. der Entwurf einer Mauer oder einer Brücke, die Errichtung von einzelnen Türmen und Gebäuden), entfalten sich erst aus diesem ursprünglichen Gesamtprozess heraus. Es ist gerade *nicht* so, dass die Einzelprozesse zuerst da sind und in ihrer Summe den Prozess des „Burgbauens“

gemeint ist, wird auch verständlich, wenn man sich noch einmal beispielhaft den sich entwickelnden Embryo vergegenwärtigt. Er ist mit der körperlichen Mutter-Umwelt bis in die feinste (körperliche) Verästelung hinein interagierender Lebensprozess, schon lange, bevor er als separater Mensch (Umwelt-3) geboren wird. Ein einzelnes Geschehnis ist in Gendlins Philosophie immer vom Prozess her zu denken. Es kann „aus zwei oder mehreren Leuten bestehen [...], und [...] der Charakter des Ereignisses [wird] von der Interaktion des Geschehens bestimmt“ (ebd., 94). Komplexe Gesprächssituationen sind in diesem Sinne beschreibbar als Situationen, in denen alle relevanten (Teil-) Prozesse zugleich ineinandergreifen. Sie tragen miteinander das Geschehen voran, ohne dass man den Wirkanteil der einzelnen (Teil-) Prozesse explizit separieren könnte. Was in einem Gesprächsprozess von einer Person ausgedrückt wird (Geschehen), ist impliziert von allem-mit-allem-zugleich.

Natürlich ist eine Separierung im Nachhinein, d.h. in der Reflexion des zuvor Geschehenen, immer möglich. Im konkreten schöpferischen Gesprächsmoment selbst jedoch wirkt alles (d.h. alle inhaltlichen Facetten des Themas, alle am Gespräch beteiligten Personen, alle Teilpersönlichkeiten „innerhalb“ eines Menschen, alle einzelnen, zuvor gedachten Gedanken, usw.) miteinander in einem situativen Ganzen zusammen:

„Wenn eine Veränderung eines Prozesses die anderen Prozesse verändert und wenn wir keine einzelne Identität unseres ersten Prozesses annehmen, dann hängt der Unterschied, den dieser macht, auch davon ab, wie die anderen Prozesse wiederum unseren ersten affizieren und differenzieren. Das heißt, die zuerst erwähnte Veränderung in unserem ersten Prozess ist schon selbst affiziert durch die Unterschiede, die sie macht.“ (ebd., 110)

Der einzelne das Geschehen implizierende Faktor (also eine einzelne inhaltliche Facette, Teil, Person, Teilpersönlichkeit, ein einzelner Gedanke) ist daher in der Entstehung des Geschehens nicht von anderen Faktoren separierbar:

„Tatsächlich sind viele Faktoren relevant und viele haben Anteil an der Herausbildung dessen, was geschieht. Indem sie aber an der nächsten Herausbildung partizipieren, öffnen und kreuzen sie sich. Das vollbringen sie nicht als sie selbst, sondern als schon gekreuzt mit all dem anderen, das an der Herausbildung des nächsten Ereignisses partizipiert.“ (ebd., 125)

Was als Einzelnes für die Hervorbringung von neuem Geschehen relevant war, wird also von der gegenwärtigen Prozessdynamik her bestimmt. Relevanz lässt sich in diesem Zusammenhang, unterlegt man (aus Beobachter bzw. Umwelt-1-Perspektive) einen linearen Zeitpfeil, erst als ein *nachträgliches* Geschehen definieren: „Es ist die Funktion (die Rolle) der vielen in der Herausbildung eines bestimmten (des nächsten)“ (ebd.). Oder anders gesagt: Denkt man Kommunikation prozesshaft, so ist etwas nicht von vornherein für die Hervorbringung von Anschlusskommunikation relevant, sondern es wird durch die Funktion, die es im Gesprächsprozess einnimmt, relevant *gemacht*. Die

ergeben. Denn wenn das so wäre, so hätten sie als Einzelne keinen Sinn. (Bezogen auf ein Gespräch: Es gäbe keinen „roten Gesamt-Faden“, der erst einzelne Gesprächsepisoden sich entfalten lässt).

Hervorbringung von Gesprächsgeschehen ist also, dieser Sichtweise nach, ein in sich verschlungener, vorantastender Prozess. Dieser Prozess ist weder beliebig, noch logisch aus vorher bekannten Mustern vorhersagbar. Kommunikatives Geschehen ereignet sich aus einem höchst sensiblen situativen Miteinander heraus - einem Gekreuztsein aller (erst im Nachhinein separierbaren) Faktoren mit allen Faktoren zugleich. Der einzelne Faktor bzw. (Teil-) Prozess darin „funktioniert nicht als er selbst; er funktioniert nicht als ein individuiertes ‚dieses‘; er funktioniert stattdessen bereits interaffiziert“ (ebd., 110).

3.3.1.5 Körper und Zeit

Die Körperprozesse der am Gespräch beteiligten Personen tragen die Vergangenheit voran und erzeugen so Kontinuität. (PM-Kapitel 4b, ebd., 144ff)

Das Prozessdenken greift sehr tief in die Selbstverständlichkeiten unserer Alltags-Weltsicht hinein und versucht, Alternativen zu finden, die aus einer philosophischen Perspektive heraus Lebendigkeit und Schöpfung denkbar werden lassen. Eine dieser Selbstverständlichkeiten liegt darin, wie wir den Raum als dreidimensionales Koordinatensystem, die Zeit als vierte, lineare und gleichförmig ablaufende Dimension („Zeitpfeil“), und den Körper schließlich als ein umgrenztes Objekt, das in den Dimensionen von Raum und Zeit positioniert ist, ansehen (vgl. auch Gendlin, 2013). Diese Sichtweise ist für die Menschen in den heutigen, westlichen Industrienationen etwas völlig Unhinterfragtes, was jedoch nicht seit Anbeginn der Menschheit einfach so gegeben war, sondern als Gedankenkonstrukt erst geschaffen wurde. Die konkreten Wurzeln dieses Konstrukts liegen in der Mitte des 17. Jahrhunderts, im Denken von René Descartes (v.a. in seiner „Lehre der zwei Substanzen“). In Descartes Begriff der „res extensa“ (Materie als Ausdehnung) liegt die Idee begründet, dass Raum ausschließlich durch Länge, Breite und Tiefe bestimmbar sei¹⁹. Der Körper von Lebewesen wird bei ihm als Automat angesehen, welcher seinem Wesen nach ebenfalls materiell ist, in dem jedoch eine „res cogitans“ wirkt, die den Automaten vernunftmäßig zu steuern vermag²⁰. Gendlins Prozessmodell entwickelt aus den Wurzeln neuerer philosophischer Ansätze (Pragmatismus, Phänomenologie, usw.) heraus eine Alternative zu dieser dualistischen, unser Alltagsdenken prägenden Raum-Zeit-Sichtweise. Die traditionelle Raum-Zeit-Sicht ist im Prozessdenken zwar nicht falsch, aber es wird deutlich, dass auch andere Sichtweisen möglich sind, die gleichermaßen Gültigkeit haben und erstere erweitern können.

¹⁹Der latinisierte Name Descartes' lautet „Cartesius“; hiervon leiten wir bis heute den im Mathematikunterricht geläufigen Begriff des „cartesischen Koordinatensystems“ ab. In den „Kategorien“ des Aristoteles kommt der Ort, an dem sich ein Ding befindet, auch schon vor (als eine von zehn definierenden Kategorien). Neu bei Descartes ist jedoch die Ausschließlichkeit dieses Kriteriums (Denken und Ausdehnung als einzige gültige Definitionskriterien von allem).

²⁰Eine noch ältere Variante „dualistischen“ Denkens findet sich bereits bei Platon, der in seiner Seelenlehre eine Trennung von Materie und Geist vornahm (vgl. hierzu Walach, 2013, 106f).

Aus dem Prozessdenken heraus ist der Körper eines Lebewesens nicht (statische, tote) Materie, sondern „bis ins Innerste hinein“ selbst durch und durch Prozess. Er ist nicht (etwa durch eine zweite Substanz) beseelte Materie, sondern er ist selbst schon in sich und als solches lebendig. Es gibt in dieser Sichtweise also keine „Körpermaschine“, die erst nachträglich zu „beseelen“ wäre.

Als lebendiger Prozess *ist* der Körper auch seine eigene Vergangenheit: „Er trägt die Narben meiner Kindheitsverletzungen. Er hat den ‚Kater‘ von letzter Nacht. Er hat (ist.....) meine vergangenen Erfahrungen und auch die meiner Rasse und Spezies“ (ebd., 150). Der Körper trägt in diesem Sinne seine eigene, lebendige Vergangenheit immer „mit sich“. Die Vergangenheit, die als solche „jetzt“ wirkt, ist jedoch nicht die gleiche Vergangenheit, die (wenn man gedanklich einen linearen Zeitpfeil unterlegt) vor einigen Jahren, Wochen oder Stunden noch Gegenwart war. Vergangenheit im Gendlin’schen Sinne ist (wenn wir den unterlegten Zeitpfeil gedanklich wieder weglassen), *nicht* das, was auf alten Videokassetten zu sehen ist. Vergangenheit ist im Prozessdenken vielmehr das *jetzige* Implizieren (die Konfiguration, das Miteinander, das Verwobensein, das Gewordensein, . . .) aller Körperprozesse zugleich, die in der gegebenen Situation in der Implikation von neuem Geschehen wirksam sind.

Der Hauptunterschied eines auf diese Art gedachten Körpers zum cartesianischen Körper liegt darin, dass der Gendlin’sche Körper nicht aufhören kann, Prozess zu sein, so lange er lebt. Das meint: Er muss sich beständig weiterentwickeln, muss sich regenerieren und verändern. Im Gegensatz zu „gemachten“ Objekten (etwa einem PKW) kann der Körper nicht still stehen: „Wenn der Körper nicht ‚läuft‘, stirbt er und löst sich auf“ (ebd., 152). Gendlin beschreibt in diesem Zusammenhang eine von Prozessen vorangetragene, gewissermaßen „fluide“ (vgl. Abschnitt 1.3.4) Identität, eine Identität, in der die Vergangenheit „jetzt“ wirksam ist. Eine Identität, die sich zwar wandelt, sich aber gerade im Wandel gleich bleibt. Folgende Analogie kann diese Paradoxie verdeutlichen:

„Es verhält sich wie bei menschlichen Institutionen (zum Beispiel der Universität von Chicago seit 1890), sie bleiben gleich, obwohl es neue Leute gibt, welche die ‚gleichen Funktionen‘ anders und auf eine neue Weise verrichten. Und das gilt auch für die Gebäude, die durch die Hausmeister unterhalten und die periodisch umgebaut werden.“ (ebd., 151)

Bezogen auf Kommunikation bedeutet dies, dass auch Kommunikationssituationen mit sich selbst gleich bleiben können, gerade *indem* sie vorangetragen (verändert) werden. In Gendlins Denken finden wir also einen Ansatz dafür, wie Konkreativität in der Kommunikation gedacht werden kann, die einige der negativen Folgen (v.a. die soziale Isolation) der Postmoderne überwinden könnte. Konkreativität in der Kommunikation zeichnet sich demnach gerade durch eine Art von „sanfter“ Kontinuität aus, welche auch in „chaotischen“ Arbeits- und Lebenswelten Halt zu geben vermag:

„Wenn wir in einer Situation handeln, dann gestalten wir sie um, aber nicht zu irgendeiner anderen Situation. Nein, eine gute Handlung ‚rettet die Situation‘.

Sie ist immer noch ‚die gleiche‘, aber nicht, weil sie sich nicht verändert hat.“
(ebd.)

3.3.1.6 Kreativität aus dem gestoppten Prozess heraus

Kreativität ist das Überführen eines bisher gestoppten Prozesses in einen offenen Zyklus. (PM-Kapitel 5, 2015, 168ff)

Gendlin leitet als Nächstes zwei grundlegende Wege ab, die zeigen, wie aus dem bisher Beschriebenen Kreativität erklärbar wird.

Im vierten Kapitel des Prozessmodells (vgl. Abschnitte 3.3.1.4 und 3.3.1.5) wurde bereits deutlich gemacht, dass alle (Teil-) Prozesse zugleich an der Hervorbringung eines neuen Ereignisses beteiligt sind, die sowohl in „gestoppter“, als auch in „laufender“ Phase sein können. Kreativität nun ist das Geschehen von Veränderungen, die aus der Facette des jeweiligen Prozesses, den wir aus einer Beobachterperspektive (Umwelt-1) heraus als Umwelt-Seite bezeichnen würden, in den laufenden Prozess einbrechen. Dies kann im Hinblick auf die Anwendung auf Kommunikationsprozesse noch differenzierter ausgedrückt werden. Es ist hier mit „Umwelt“ immer die Umwelt-„Seite“ des jeweils betrachteten (Teil-) Prozesses, nicht die Umwelt des Körpers als solchem (Tisch, Fußboden, Mitmenschen, Bäume, . . .) gemeint. Umwelt kann beispielsweise für eine Leberzelle auch das umgebende Lebergewebe, das Blut, das in die Leber transportiert wird, der Magen, der Nähr- oder Giftstoffe aus Nahrung extrahiert, usw. sein. Bestimmte Teile des Körpers sind dann Umwelt für jeweils andere Teile des Körpers. Analog lässt sich auf (einen Gesprächsprozess bezogen) Umwelt immer als diejenige Seite des jeweiligen (Teil-) Prozesses bestimmen, die denjenigen Teilprozess, den wir gerade betrachten, durch Abwesenheit eines Aspekts zu stoppen vermag. Umwelt eines Gesprächsprozesses kann also durchaus, wie auch die Systemtheorie dies denkt, das Bewusstsein eines Individuums sein, etwa ein bestimmter Gedanke, von dem das Bewusstsein (bzw. der „individuelle“ Bewusstseinsprozess der Person) vorangetragen wird. Dies natürlich nur, sofern der betrachtete Bewusstseinsprozess (der Mensch) überhaupt am Gesprächsprozess teilhat (im Sinne einer Umwelt-2- bzw. 3-Verschränkung).

Kreativität ist nun, bedenkt man diese Vorüberlegungen, auf zweierlei Art möglich:

- Die Umwelt ist so verändert, dass daraufhin ein bestimmter (Teil-) Prozess gestoppt wird. Da Prozesse im Implizieren von sich aus immer „weiterleben wollen“ (auch hier ist auf Rogers‘ Begriff der Aktualisierungstendenz zu verweisen), ist es denkbar, dass ein letztes kleines „Stückchen“ (engl. „bit“) des gestoppten Prozesses dennoch weitergeht. Dieses Stückchen ist das, was gerade so noch möglich ist, vor dem Stopp. Es wiederholt sich immer wieder, und immer wieder ein wenig anders. Gendlin beschreibt als Metapher eine Fliege, die an ein Fensterglas stößt, und dann mit kleinen, suchenden Bewegungen die Scheibe abfliegt, dabei immer

wieder leicht anstößt (bzz, bzz, bzz...). So lange, bis sie einen Ausgang gefunden hat. Auf Kommunikation bezogen: Wenn ein Mensch beispielsweise in einem Gespräch etwas sagen möchte, und nicht zu Wort kommt oder nicht verstanden wird, so kann es sein, dass er immer wieder aufs Neue versucht, das, was er sagen möchte (oder aus Prozesssicht: was geschehen will), auszudrücken. Dies geschieht durch andere Worte oder durch andere Modalitäten (z.B. Verwendung von Metaphern oder Bildern zur Veranschaulichung, körperlichen Bewegungen, also andere Mimik oder Gestik, usf.). Diese „letzten Stückchen von Gespräch“ erzeugen dann ihrerseits eine eigene Gesprächssequenz, die dann gewissermaßen, aus dieser neuen Perspektive, auch als „Sequenz der ersten Stückchen“ (ebd., 175) bezeichnet werden kann. Diese Sequenz kann dann ab einem gewissen Punkt, für sich genommen, zu einem völlig neuen Ganzen werden.

- Die zweite Art, wie Veränderung sich ereignen kann, nennt Gendlin Veränderung durch „dazwischenkommende Ereignisse“. Gendlin nennt zur Veranschaulichung ein Beispiel, in dem ein Text auf einer Tastatur getippt wird. Wird die Tastatur „von außen“ (also von Umwelt-„Seite“ her) ein wenig verschoben, so tippt die Person zwar weiter, was der Prozess impliziert, aber es kommen völlig neue Buchstabenkombinationen dabei heraus. Auch dieses Beispiel lässt sich auf Gesprächsprozesse übertragen. So kann es beispielsweise geschehen, dass zu einem vor-sich-gehenden-Gesprächs-Prozess ein neuer Mensch hinzustößt. Er sagt nichts und sitzt einfach nur da. Allein jedoch durch seine pure Anwesenheit verändert sich die Situation - und alles, was von den bereits vorher anwesenden Personen gesagt wird, wird anders gesagt, als es ohne die Anwesenheit der neuen Person geschehen wäre.

Veränderung geschieht also einmal dadurch, dass etwas fehlt (Abwesenheit eines implizierten Geschehens; Variante a) oder dadurch, dass etwas Fremdes hinzukommt (Anwesenheit eines nicht-implizierten Geschehens; Variante b). Der Kern von Kreativität ist nach Gendlin gerade die Kombination dieser zwei „Mechanismen“, die im vor sich gehenden Prozesskontinuum wirken können. In der Kommunikation kann zum einen durch einen Stopp an einer Stelle („Hier komme ich nicht weiter!“) eine neue „Sequenz der ersten Stückchen“ entstehen, die versucht, auf andere Art weiterzukommen. Zum anderen kann ein dazwischenkommendes Ereignis von außen die komplette Kommunikation in eine bestimmte Richtung verschieben. Beide Male wird ein Gesprächsprozess zwar vorangetragen, aber nicht so, wie es ursprünglich impliziert war. Gendlin nennt diese neue, veränderte Art des Vorantragens „offener Zyklus“ (ebd., 188).

Es wird deutlich, dass hier für jegliche lebendige Prozesse „eine sich verstärkende Befähigung hergeleitet [wurde], durch die Umwelt affiziert zu werden“ (ebd., 183). Das Hauptkennzeichen von Kreativität ist also, prozesshaft gedacht, eine *wachsende Sensibilität* des Prozesses für ihn affizierende Umwelteinflüsse: „Wenn Körper und

Umwelt sich verändern, kann dieser ‚stabile‘ Kontext einige dieser Veränderungen registrieren“ (192). Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, dass die „Anstöße“ für eine Veränderung stark aus der Umwelt kommen, sondern die Sensibilität ist zugleich auch ein „Anstoß von innen“, einer jedoch, der gewissermaßen „invers“ funktioniert. Das, was da von „innen“ kommt, ist eher die Fähigkeit, in differenzierterer Weise Umweltimpulse *aufnehmen* zu können, als eigene, neue Anstöße zu geben. Innen und Außen sind in beiden Varianten (a und b) miteinander verwoben nach Art der Körper-Umwelt-Verschänkungen vom Typ 2 und 3 (vgl. Abschnitt 3.3.1.1).

Diesem grundlegenden Merkmal von Lebendigkeit, wie es auch in lebendigen Gesprächsprozessen zu finden ist, konnte keine der bisher bestehenden Theorien und Modelle über Kommunikation Rechnung tragen. Es bildet die Grundlage dafür, Kommunikation als Prozess beschreiben zu können, in dem konkreativ-Neues entsteht.

3.3.2 Erweitertes Modell

Das erweiterte Modell impliziert Möglichkeiten dafür, zu zeigen, wie in der Interaktion von Individuen in Situationen Konkreativität möglich ist.

Das bisher geschilderte Modell (Kapitel I bis V) wird von Gendlin als „Basismodell“ bezeichnet. Es ist ein Versuch, eine Philosophie zu zeichnen, die die Welt von Grund auf prozesshaft denkt; es gilt also für Prozesse jeglicher Art. Damit lässt es sich auch direkt auf Kommunikationsprozesse anwenden. Folgende Aspekte sollen hierbei noch einmal stichpunktartig herausgehoben werden:

1. Es ist zunächst festzuhalten, dass Kommunikation als typischer Umwelt-3-Prozess gefasst werden kann, an dem mehrere Personen zugleich teilhaben. Das, was ausgedrückt (gesagt, aufgeschrieben, mimisch oder gestisch gezeigt) wird, geht aus den (Teil-) Prozessen der einzelnen Personen hervor und ist in dieser Eigenschaft eine geschaffene und miteinander geteilte Umwelt, in der sich die Lebensprozesse der Gesprächsteilnehmer fortsetzen.
2. Ein jegliches Gespräch geht, prozesshaft gedacht, als ganzheitliches Implizieren- und-Geschehen vor sich. Das heißt, dass die lebendige Gesprächssituation impliziert (aber nicht: determiniert), was als nächstes ausgedrückt wird (Geschehen), und das Ausgedrückte (Geschehendes) greift, indem es ausgedrückt wird, wiederum ins Implizieren hinein und verändert es somit. Auf diese Art setzt sich das Gespräch prozesshaft immer weiter fort („Gesprächsmotor“).
3. Stabilität ist dabei gerade als derjenige Teilprozess des Gesamtprozesses zu sehen, der jeweils gestoppt ist. Das heißt: Für den Kommunikationsprozess wird immer gerade das zum „Objekt“ (d.h. zum „stabilen“ oder gleichbleibenden Gesprächsinhalt), was an dieser Stelle (jeweils noch) fehlt, um den Kommunikationsprozess dem Implizieren gemäß fortsetzen zu können. Hier finden wir also

eine philosophisch-prozesshaft gedachte Umschreibung dessen, was man als „das Thema des Gesprächs“ bezeichnen kann. Auch die im zweiten Kapitel dieser Arbeit genannten gleichbleibenden Aspekte von Kommunikation (Rituale, Schemata, Typisierungen usw.) können somit als Möglichkeiten angesehen werden, wie sich ein (gestoppter) Gesprächsprozess seinem Implizieren gemäß fortsetzt.

4. Jedes Kommunikationsereignis (Geschehen), das dabei einen einzelnen, neuen Schritt darstellt, ereignet sich aus dem ursprünglichen Interaffizieren aller Teilprozesse (d.h. aller beteiligten Personen und auch deren miteinander interaffizierten Teilprozessen zugleich), aus einem alles-durch-alles. Es lässt sich also nur aus einer (Umwelt-1) Beobachter-Perspektive heraus ausmachen, welche Person welchen konkreten Beitrag (inhaltlichen Aspekt, Wendung, neuen Gedanken) ins Gespräch eingebracht hat. Im vorsichgehenden Prozess wirkt alles-durch-alles miteinander, um neues Geschehen hervorzubringen. Die Körper der beteiligten Personen bilden dabei die vorangetragene und zugleich das Gespräch vorantragende Vergangenheit, die in der Gegenwart wirksam ist. Die Körper der Kommunizierenden, als Prozess gedacht, sind also das, was gerade oder einige Minuten zuvor gesagt wurde, genauso, wie das, was (z.B.) in der Kindheit erlebt wurde und als Relevanz Einzug findet in den gegenwärtigen Gesprächsmoment. Auf Grundlage des Prozessmodells wird also zum ersten Mal beschreibbar, wieso anfangs unscheinbare Körperempfindungen oftmals der Schlüssel zu Neuem sein können²¹.
5. Neues entsteht im Gespräch in einem offenen Zyklus. Das meint: In einem sich ereignenden Umweltgeschehen kann der Gesprächsprozess so affiziert werden, dass a) durch einen Stopp (Abwesenheit eines implizierten Ereignisses) oder b) durch etwas, was hinzukommt (Anwesenheit eines nicht-implizierten Ereignisses) sich a) eine völlig neue Gesprächssequenz aus „ersten/letzten Stückchen“ bildet (eine Sequenz also, die gewissermaßen immer wieder dasselbe sagt, nur auf jeweils leicht andere Art), oder b) dass sich das Implizieren als solches im Ganzen ändert, weil alle Teilprozesse zugleich in eine bestimmte, neue Richtung „verschoben“ werden. Beide Mechanismen können in Kommunikationsprozessen auch *in Kombination* auftreten (z.B. indem die Gesprächssequenz der „ersten/letzten Stückchen“ in den Kommunikationsprozess als etwas Neues eintritt und diesen in eine bestimmte Richtung verschiebt).

Bisher wurde ein allgemeines Prozess-Modell geschildert, das für alle lebendigen Prozesse, vom Einzeller bis zum Homo Sapiens, oder auch für komplette Ökosysteme gelten kann. In den nun folgenden Kapiteln seines Werkes spezifiziert Gendlin dieses Basismodell, indem er immer feinere Unterscheidungen ableitet, die nur noch für Tiere und schließlich nur für den Menschen gelten. Diese Unterscheidungen dienen vor allem

²¹Es war ja das größte Manko des Modells der embodied communication (Storch und Tschacher, 2014), dass gerade dieser zentrale Aspekt ausgeklammert wurde (vgl. Abschnitt 2.2.3.1)

dazu, Brücken zwischen dem Prozessdenken und bisherigen Denkweisen von Natur und Mensch zu finden. Auf diese Weise kann das Basismodell für bestehende wissenschaftliche und philosophische Herangehensweisen anschlussfähig gemacht werden. Es sollen hier nicht alle bei Gendlin folgenden Ausführungen bis in feinste Verästelungen hinein wiedergegeben werden. Es werden im Folgenden lediglich diejenigen Aspekte des erweiterten Modells (PM-Kapitel 6-8) herausgegriffen, die im Kontext von menschlicher Kommunikation und im Lichte der Fragestellung der vorliegenden Arbeit von Belang sind.

In diesem Zusammenhang wird der rote Faden bis zum Ende gezeichnet, der die letzten drei Kapitel des Gendlin'schen Prozess-Modells durchzieht. Dieser Faden lässt sich in Form von drei Arten von Räumen beschreiben, die hier denkbar gemacht werden. Wie bereits deutlich wurde, verwendet Gendlin den Begriff des Raumes anders, als wir dies normalerweise tun (die Räume, die Gendlin „öffnet“, sind von anderer Art als der cartesische Raum: Raum als Ausdehnung).

Bei der Entwicklung der nun folgenden Ausführungen ist folgendes Denkmuster maßgebend:

- Ausgangspunkt: Ein gestoppter Prozess impliziert einen *offenen Zyklus* (PM-Kapitel 1-5).
- Der offene Zyklus impliziert einen Verhaltensraum, welcher neue Möglichkeiten dafür bildet, einen gestoppten Prozess durch *Verhalten* fortzusetzen (PM-Kapitel 6).
- In einem Verhaltensraum nun können auch Stopps geschehen – dies wiederum impliziert einen neuen Raum, einen sogenannten symbolischen Raum, welcher auf einer nun höheren Stufe der Komplexität neue Möglichkeiten dafür ausbildet, wie (bisher gestopptes) Verhalten dennoch fortgesetzt werden kann. Verhalten wird an dieser Stelle zum *Handeln*. (PM-Kapitel 7).
- Auch hier jedoch können sich Stopps ereignen (auch Gesten und Sprache kommen an ihre Grenzen). Der dritte denkbare Raum schließlich, der diese Grenzen wiederum zu öffnen vermag, lässt sich als ein „großer, offener Raum“ bezeichnen, welcher in der Terminologie der vorliegenden Arbeit auch als *Handeln in einer Haltung der radikalen Autonomie* bezeichnet werden kann (PM-Kapitel 8; vgl. auch Abschnitt 1.4).

Die drei aufeinander aufbauenden Grade von Freiheit im Verhalten bzw. Handeln sollen im Folgenden genauer nachgezeichnet werden. Auch wenn die hier beschriebenen „Räume“, um sie überhaupt mit Hilfe von Worten beschreiben zu können, als getrennt beschrieben werden müssen (vgl. auch „Grenze des geschriebenen Wortes“, Abschnitt 3.1.6), sind die Übergänge doch fließend.

3.3.2.1 Verhaltensraum

Verhalten setzt gestoppte Prozesse im Verhaltensraum fort. (PM-Kapitel 6, 2015, 195ff)

Die erste Art von Raum, die im erweiterten Modell entwickelt wird, ist der Verhaltensraum. Verhalten lässt sich aus dem im Basismodell Beschriebenen ableiten als ein Körperprozess, der sich fortlaufend verändert (d.h.: körperliche Bewegung geschieht) und dabei (da er im Implizieren er selbst bzw. mit sich selbst „rückgekoppelt“ oder prozesshaft-identisch bleibt) diese Veränderungen bereits im Bewegungsprozess selbst registriert: „Wir könnten sagen, dass der Körper sein eigenes Tun fühlt“ (ebd., 202). Anders als beispielsweise Pflanzen, die keine oder nur sehr rudimentäre Verhaltensmöglichkeiten haben (z.B. die Blüten zum Licht drehen), agieren Tiere in einem erweiterten Raum. Dieser Raum gibt dem Lebensprozess des Tieres die Möglichkeit, sich fortzusetzen, auch da, wo z.B. der Lebensprozess einer Pflanze an ihre Grenze kommen würde. So kann sich ein Tier z.B. durch körperliche Bewegung an Orte begeben, an denen neue Nahrungsquellen vorhanden sind, während eine „hungrige“ Pflanze nach und nach absterben würde.

Verhalten ist in diesem Sinne gerade das Zusammenspiel aus Körper-Umwelt-2-Prozess und der (selbstgeschaffenen) 3-Umwelt, die aus dem „offenen Zyklus“ heraus entsteht: „Der Körper verändert sich selbst und bewegt sich selbst durch diese Veränderungen“ (ebd., 198). Verhalten in diesem Sinne kommt noch ohne (symbolisches, sprachliches) Bewusstsein aus, öffnet aber bereits einen neuen Raum, der sich durch einen zusätzlichen Freiheitsgrad auszeichnet, im Vergleich mit den „alten“, ungeöffneten (weil: ungestoppten) Prozessen.

Dieser Verhaltensraum lässt sich beschreiben als

„das körperliche Implizieren, das [...] einen ganzen Kontext von sich gegenseitig implizierenden Verhaltenssequenzen [enthält], ausgerichtet (focaled) und alles durch alles geschehend [...] mit der gegenwärtigen Umwelt, die dahinein geschieht. [...] Jede Sequenz ist eine Art und Weise, ein Gewebe voranzutragen, das aus den anderen [Sequenzen; Anm. TH] besteht. Darum ist jede Verhaltenssequenz ein Strang, der verändert, wie die anderen [Sequenzen; Anm. TH] impliziterweise funktionieren. Eine Verhaltenssequenz ist ein Strang von Versionen von Verhaltenskontexten von gegenseitig impliziten Sequenzen.“ (ebd., 214f)

Alle *Verhaltensmöglichkeiten* sind also in dem konkret sich ausformenden (d.h. geschehenden) Verhalten zugleich durch gegenseitiges Implizieren enthalten. Sie sind gewissermaßen im Sich-Ereignen von neuem Verhalten bereits miteinander „verrechnet“²². Was daran ist nun neu im Vergleich zum Alles-mit-Allem, das Geschehen

²²Grenze der Computermetapher: Computer müssen programmiert werden und können nur innerhalb ihrer Programmengrenzen „kreativ“ werden (künstliche Intelligenz). Lebendige Prozesse hingegen können ihre eigenen Grenzen überschreiten.

hervorbringt, wie es im Basismodell geschildert wurde (vgl. PM-Kapitel 4a, Abschnitt 3.3.1.4)? Neu ist der Gedanke, dass es hier (Verhaltens-) Sequenzen sind, die miteinander „verrechnet“ werden, und nicht implizite (Teil-) Prozesse, die Geschehen hervorbringen. Wir befinden uns also auf der nächsthöheren Stufe der Komplexität (Sequenzen entfalten sich aus offenen Zyklen; Prozesse und Teilprozesse laufen ununterbrochen in geschlossenen Zyklen ab).

Verhaltensgeschehen ist eine Folge eines *Prozessstopps*. Alle möglichen Sequenzen wirken zugleich und miteinander im konkret hervorgebrachten Verhalten, das mit diesem Stopp „umzugehen“ versucht (Anführungsstriche, da auch hier noch immer gilt: es ist kein Bewusstsein im Spiel).

3.3.2.2 Symbolischer Raum

Symbolisches Verhalten, Schrift und Sprache setzen gestoppte Verhaltensprozesse im symbolischen Raum fort. (PM-Kapitel 7, ebd., 247ff)

Verhalten kann in Situationen münden, die ausweglos sind. Gendlin nennt als Beispiel zwei Tiere, die miteinander kämpfen. Die „Verluste“ durch den Kampf wären zu hoch – selbst wenn eines der Tiere gewinnt. Es entwickelt sich deshalb eine Art von Tanz, der der „Sequenz der letzten/ersten Stückchen“ ähnelt, die im Basismodell beschrieben wurde, nur nun eine Komplexitätsebene höher angesiedelt ist. In diesem Tanz deuten die Tiere Kampfbewegungen lediglich an, führen sie aber nicht vollständig aus. Man beachte hier den Zusammenhang mit Meads Denken (vgl. Abschnitt 2.2.2.2). Der Tanz kann damit enden, dass einer der Partner eine „Tier-Geste“ der Unterwerfung ausführt. In dieser Art von Tanz fungiert das aus dem Alles-durch-Alles hervorgebrachte Körperaussehen, das vom Gegenüber beobachtet wird, als Signal für die eigenen Verhaltensweisen (also für dessen Hervorbringen von neuem Körperaussehen aus wiederum dessen Alles-durch-Alles): „Körperaussehen ist somit eine neue Art der Umwelt [...]“ (ebd., 254).

Im Tanz der beiden Tiere zeigen sich hierbei zum ersten Mal erste Ansätze (eine rudimentäre Form, eine Vorstufe) von „Bedeutung“ oder „Worüberheit“ (engl. „aboutness“), denn der Tanz „handelt vom Kämpfen“, ist aber nicht selbst Kampf.

Das Beispiel der kämpfenden Tiere verwendet das Wort „Bedeutung“ mit Anführungsstrichen, weil auch hier noch kein voll ausgeprägtes Bewusstsein vorhanden ist. Die Tiere fühlen zwar ihren eigenen Körper im prozesshaft verschränkten Eigenergefühlt-Körper-und-Körperaussehen-des-Gegenübers-Kontext, aber sie „wissen“ (auf einer symbolischen Metaebene, wie der der menschlichen Sprache) noch nichts davon, dass sie tanzen.

Anders ist es beim Menschen²³. Verhaltenssequenzen, die sich in den symbolischen Raum hinein entfalten, sind „verdoppelt“. Sie wirken (noch) im „alten“ Verhaltensraum (vgl. PM-Kapitel 6, Abschnitt 3.3.2.1) als rein körperliche Bewegungen, aber *zugleich* (schon) im neuen Raum als bedeutungstragendes Symbol. Als Beispiel hierfür lässt sich das Heben einer Hand nennen:

„Ein Käufer der Chicago Getreide Börse hebt einen Finger und hat dadurch hungert Wagenladungen Getreide gekauft. Viele scheinbar aktivere Verhaltensweisen wären reines Tun [in der Begrifflichkeit dieser Arbeit: Verhalten; Anm. TH] gewesen, keine Handlung. Der Käufer kann die Wagenladungen nicht bekommen, wenn er zum Bahnhof geht, wo sie stehen. Wenn er auf die Waggons springt, das Getreide in ihnen spürt, die Arbeiter dort anschreit, die Waggons laut als seinen Besitz deklariert - all dies wäre nur Tun [bzw. Verhalten; Anm. TH].“ (ebd., 318)

Das Heben einer Hand ist zunächst lediglich Verhalten. Wenn man sie hebt und dabei ein Glas umstößt, so ist dies eine direkte Konsequenz im (materiellen) Kontext des „alten“ Verhaltensraumes. Zugleich jedoch kann es so sein, dass durch das Heben der Hand, wenn es etwa im Rahmen einer Auktion geschieht, „ein Verhaltenskontext durch einfache Bewegungen, die damit nicht auf physische Weise verbunden sind, geändert werden kann“ (ebd., 260). Dann ist das Heben der Hand nicht nur Verhalten, sondern zugleich auch Handeln.

Es wird also deutlich, dass hierbei zum ersten Male so etwas wie ein Bewusstsein-des-Menschen-in-seiner-Situation auftaucht. Dieses Bewusstsein ist jedoch, prozesshaft gedacht, nicht vom körperlichen Implizieren zu trennen. Es entsteht erst rekursiv aus dem symbolischen Raum heraus, und ist nicht von Anfang an da: „Wir fühlen uns fühlen, worum es geht, und deshalb fühlen wir uns fühlen“ (ebd., 265).

Damit unterscheidet sich Gendlins Sichtweise deutlich von traditionellen oder auch alltagssprachlichen Bewusstseinstheorien, die Bewusstsein unabhängig von gefühlten und implizit miteinander verschränkten Körperprozessen nach Art des Alles-durch-Alles denken (z.B. indem sie eine Scheinwerfermetapher zur Anwendung bringen). Für Gendlin hingegen ist deutlich, „dass Selbstbewusstsein nicht von Anfang an das Bewusstsein eines Selbst ist, als ob es das Selbst wäre, dessen wir uns bewusst sind. Stattdessen sind wir uns bewusst, uns bewusst zu sein, worum es geht“ (ebd.). Könnte man hierbei einen Beobachter (Umwelt-1) installieren, so würde dieser feststellen, dass sich im so beschreibbaren Bewusstseinsmoment der Blick *zugleich* nach „innen“ (in die Person) wie nach „außen“ (in die Situation) wendet.

Das Selbst ist also eine Funktion des in den symbolischen Raum vorangetragenen Verhaltens-Prozesses, der sich selbst als solcher erlebt. Für das so gefasste Zusammenspiel von Individuum und symbolischem Raum lassen sich folgende Merkmale ausmachen:

²³Die Grenze zwischen Mensch und Tier ist bei Gendlin graduell zu verstehen.

- **Repräsentation:** Es ist nun möglich, dass wir uns dessen bewusst sind, dass wir ein Symbol, z.B. ein Bild, anschauen, und nicht das Objekt selbst: „Auf ein Bild zu reagieren ist anders, als sich gegenüber dem Objekt, das auf dem Bild dargestellt wird, so zu verhalten, als ob es präsent sei“ (267).
- **Abstraktion:** Wir können immer komplexere symbolische Muster bilden, die „immer weiter von erkennbaren menschlichen Ausdrucksformen weg[rücken], die auf natürliche Weise Teil des ursprünglichen Körperausdrucks wären“ (ebd., 286). Und, schließlich:
- **Lernen:** In der Ausführung von Verhaltenssequenzen im symbolischen Raum kommt es zu einer Anreicherung von Möglichkeiten auf der impliziten Ebene. Man könnte dies als die prozessphilosophische Beschreibung dessen ansehen, was wir gemeinhin als „Lernen“ bezeichnen: „Indem die Sequenz impliziterweise funktioniert in der Formierung neuer Sequenzen, verändert sie sich selbst. Worin sie impliziterweise funktioniert, wird in ihr implizit. Wir können auch sagen: Jede neue Weise, in der sie zur Anwendung kommt (in der sie funktioniert), wird implizit in ihr“ (ebd., 292).

Der symbolische Raum ist ein Umwelt-3-Raum, in dem sich implizierte Lebensprozesse durch symbolische Geschehnisse fortsetzen. Eine gemeinsam-geteilte Sprache zu verwenden, macht es möglich, (gestoppte) Verhaltenssituationen im zwischenmenschlichen Kontext voranzutragen. Dabei ist zu beachten, dass Sprache nicht Situationen, in denen sich Körper (im Verhaltensraum) befinden, etikettiert, sondern dass Sprache selbst körperlich impliziert ist: „Sprache ist nicht auf den Körper gepfropft. Sprache bildet sich direkt aus dem Körper heraus“ (ebd., 341).

Die Verwobenheit von Körper und Sprache lässt sich auch dadurch leichter verstehen, dass man sich noch einmal vergegenwärtigt, dass der Körper selbst Prozess ist, wie in früheren Kapiteln bereits dargelegt wurde. Worte sind dabei primär nicht das Bezeichnende (d.h. was das Wort aussagt). Sondern die Art, *wie* ein Wort verwendet wird, zeigt, wie es implizit mit dem vor sich gehenden Prozess in der Situation zusammenarbeitet: „Jedes Wort oder jede Wendung verändert durch seinen Gebrauch die Situation auf eine bestimmte Weise“ (ebd., 343). Wort und Situation sind, dieser Sichtweise nach, nach analogem Muster wie Körper und Umwelt (PM-Kapitel 1) miteinander verbunden. Sie implizieren einander: „Um zu definieren, wie ein Wort gebraucht wird, erzählen wir eine Situation, und wir erzählen, was der Gebrauch des Wortes in einer solchen Situation bewirkt“ (ebd.). Und auch dieses Miteinander ist nicht unabhängig von prozesshafter Veränderung denkbar: „Das Wort ‚bedeutet‘ sowohl die Situation (den Kontext) und auch, wie der Gebrauch des Wortes den Kontext verändert (wie der Gebrauch des Wortes die Situation voranträgt)“ (ebd.). Sprache re-konstituiert dabei Verhaltenskontexte, gerade, indem sie sie verändert²⁴. Auch hier kommt also

²⁴Einen ähnlichen Gedanken formuliert auch Luhmann, der davon ausgeht, dass Kommunikation sich immer so ereignet, dass Anschlusskommunikation möglich ist (vgl. Abschnitt 2.2.2.6).

wieder das bereits weiter oben beschriebene Paradoxon zum Tragen. Die Stabilität von Situationen kommt nur dadurch zu Stande, dass wir zulassen, dass sie sich (z.B. durch Sprache) verändern. Ein einzelnes Wort „enthält“ in diesem Veränderungsprozess die gesamten Beziehungen zu allen Aspekten der Situation zugleich. Es funktioniert in der Situation und aus der Situation heraus als deren Fortsetzung: „Sobald eine Worteinheit herausgefallen ist (weil sie ihre(n) eigenen Kontext(e) rekonstituiert), bewahrt sie ihre Beziehungen zu anderen Kontexten und zu anderen Worteinheiten“ (ebd., 351).

Ein einzelnes, explizit ausgesprochenes oder verschriftlichtes Wort darf also, prozesshaft gedacht, nie für sich allein gesehen werden, sondern immer im feinen, hochsensiblen Gewebe der impliziten Zusammenhänge mit der Situation, in dem/in der es gebraucht wird:

„Wenn ich nun mit einer gewissen Person spreche, ist alles, was ich je mit dieser Person getan habe oder tue oder tun könnte, implizit, wie auch alle Situationen die dadurch geändert werden würden, und auch all die Leute, die mit diesen Situationen zusammenhängen und alles, was ich mit ihnen tun könnte.“ (ebd., 374)

Das von Gendlin geschilderte Zusammenspiel von (körperlich erlebter) Situation im Verhaltenskontext und symbolischer Handlung (Sprache) ist so schlicht und naheliegend, dass es, aus wissenschaftlicher Sicht, leicht völlig übersehen werden kann. Es lässt sich aus einem Weltbild heraus, in welchem Körper und Geist (hier ist an die zwei Substanzen des Descartes zu erinnern) als getrennt angesehen werden, nur schwerlich erklären. Aus einer phänomenologischen Sicht jedoch, die am „ganz normalen“ Phänomen des Sprechens ansetzt, wie es sich von selbst zeigt, wird der Zusammenhang schnell deutlich:

„Die richtigen Wörter müssen kommen. (Wenn sie nicht kommen, können wir wenig tun, außer in einer körperlichen Art zu warten und zu fühlen, was unsere Situation ist und was wir gespürt haben, als wir gerade etwas zu sagen versuchten). Es ist unser körperliches Sein in der Situation, in der wir sind, das die passenden Worte kommen lässt. Würde der Leser einen Moment innehalten und sich selbst beobachten, wird dies sofort klar. Worte ‚kommen einfach‘ beim Denken und beim Sprechen. Wie kommen sie? Wir sortieren nicht die unpassenden Worte aus, als ob wir durch eine Datei gingen. Wir ‚wählen‘ Worte nicht unter anderen Worten. Die richtigen oder fast richtigen Worte ‚kommen einfach‘. Was geht diesem Kommen voraus? Manchmal ein körperliches Gespür für die Situation. Aber häufig gibt es kein gesondertes Gespür dieser Art, auf das man seine Aufmerksamkeit richtet. In der Situation zu sein, lässt die Worte kommen.“ (ebd., 353)

Ich möchte an dieser Stelle noch ein letztes Mal rekapitulieren, bevor ich die Gedanken des achten PM-Kapitels darlege. Dieses Kapitel hat das Potenzial, eine Brücke zu erzeugen vom von mir am Anfang dieser Arbeit entwickelten Begriff der radikalen

Autonomie (vgl. Abschnitt 1.4) zu einem Modell der Kommunikation in komplexen Situationen (vgl. Teil II).

Fassen wir deshalb das „erweiterte Modell“ bis hierher noch einmal zusammen:

1. Körper und Umwelt bringen, im Falle eines Stopps, einen Verhaltensraum hervor, der einen neuen Freiheitsgrad, nämlich körperliche Bewegung, eröffnet. Körper können sich auf diese Weise *in Relation* zu ihrer Umwelt setzen (Verhalten).
2. Der Verhaltensraum wiederum bringt den „Tanz“ der kämpfenden Tiere hervor, der zum ersten Male eine rudimentäre Form von *Bedeutung* („Worübereith“/„aboutness“) möglich macht.
3. Und der Tanz schließlich, bewusst gefühlt, bringt die *intentionale Verwendung* von (z.B. sprachlichen) *Symbolen* hervor (das Heben der Hand ist in einem Symbolkontext Verhalten und Handlung zugleich).
4. Bei all dem bleiben wir jedoch nach wie vor angekoppelt an den ursprünglichen Ausgangspunkt: an den vor sich gehenden Körper-Umwelt-Prozess (PM-Kapitel 1). Sprache als symbolisches Handeln *vereinigt alle vorherigen Komplexitätsstufen* (d.h. Implizieren-und-Geschehen und Verhalten) in sich, indem sie eine noch höhere Stufe von Komplexität möglich macht.

Noch einmal auf den Punkt gebracht: Kommunikation mit Hilfe von (z.B. sprachlichen und schriftlichen) Symbolen trägt die gesamte, pyramidenhafte, implizite Komplexität *aller* darunter liegenden Ebenen *als Ganzes* voran und setzt die auf allen darunterliegenden Ebenen miteinander implizierten Prozessschritte nach Art des Implizierens-und-Geschehens fort.

Wie kann nun radikale Autonomie aus Gendlins Prozessdenken heraus beschrieben werden? Einen wichtigen Ansatzpunkt zur Beantwortung dieser Frage liefert Gendlin in einer Neuinterpretation derjenigen Phänomene, die wir gemeinhin als Emotionen bezeichnen, und in einer Abgrenzung von Emotionen zu subtileren Arten von körperlich erlebbarem Affekt. Das achte Kapitel des Prozessmodells bildet, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, eine mögliche Überleitung und Brücke vom ersten, pädagogischen Teil (Kapitel 1-3) zum zweiten Teil (Kapitel 4-6) dieser Arbeit. Schauen wir also im Folgenden genauer.

3.3.2.3 Großer, offener Raum

Radikale Autonomie setzt gestoppte Kommunikationsprozesse im „großen, offenen Raum“ fort. (PM-Kapitel 8, ebd., 398ff)

Symbolisches Verhalten (Handeln, Kommunikation) hält kulturelle Routinen stabil und aufrecht (vgl. auch Abschnitt 2.2.2.4). Eine wichtige Rolle im stabilen Fortsetzen dieser Routinen spielen, Gendlin zufolge, Emotionen. Sie werden von den in Interaktion befindlichen Personen zwar als „privat“ erlebt, sind aber durch die implizite Interaktion

von allem-mit-allem Bestandteil der gesamten, alle Personen umfassenden Situation. Dies gilt selbst dann, wenn sie nicht explizit geäußert werden. Allein dadurch, dass sie gefühlt werden, setzen sie die Situation den kulturellen Mustern entsprechend fort:

„Wenn man nicht Respekt vor den Heiligen hat, nicht ärgerlich wird, wenn Autoritäten zur Ordnung rufen, nicht erfreut ist, wenn man ein Geschenk bekommt usw., dann gelingt es nicht, die kulturell strukturierten Interaktionen wie gewohnt fortzusetzen.“ (ebd., 400)

Gendlin bezeichnet Emotionen im herkömmlichen Sinn deshalb als situationsentsprechend (englisch: „slotted“).

Im achten Kapitel des Prozess-Modells beschreibt Gendlin nun eine neue Art von Gefühl, das nicht mit dem derart beschreibbaren Erleben von Emotionen gleichzusetzen ist. Durch die Interaktion mit dieser neuen Art von Gefühl formt sich ein neuer Raum, der in der Lage ist, symbolische Interaktionen so voranzutragen, dass sich die gemeinsam-geteilte Situation der Kommunizierenden als Ganzes konkretiv ändert. Sie bleibt dann gerade nicht stabil, wie in der Interaktion mit situationsentsprechenden („slotted“) Emotionen.

Um dies deutlicher zu machen, ist es sinnvoll, sich zu vergegenwärtigen, dass auch im symbolischen Raum zunächst nie das Ganze der Situation fühlbar ist, sondern immer nur der (kleine) Anteil, den ich als Handelnder selbst darin habe:

„Durch eine VIIer-Sequenz wird zwar diese gesamte Komplexität vorangetragen, weil sie ja in jeder Sequenz implizit ist. Trotzdem wird sie nie *als solche* gefühlt. Weder situationsentsprechende (slotted) Gefühle, noch ‚Gefühle-in-Handlung‘ vermitteln ein Gefühl für das gesamte Kontext-System.“ (ebd., 401; Hervorhebung TH)

Man könnte also sagen, dass ich als mittels Symbolen Kommunizierender zunächst noch keinen Blick für das „große Ganze“ der Situation habe, sondern nur für den jeweiligen Ausschnitt, in dem ich mich gerade als isoliert Kommunizierender befinde. Im neuen (VIIIer-) Raum jedoch wird von einem „Ort“ aus gehandelt, von dem aus ich als einzelne Person in der Lage bin, den *gesamten* situativen Kontext voranzutragen, mit all seinen innewohnenden, miteinander verwobenen, impliziten Anteilen zugleich:

„Der neue Raum ist leer, weil die VIIer-Komplexität nicht buchstäblich da ist, und doch wird diese Komplexität ganzheitlicher vorangetragen als in jeder VIIer-Sequenz. Dadurch wird die ungeheure Weite dieses Raums verstehbar: Es handelt sich hier nicht um die Art von Raum, wie Situationen es sind. In denen sind wir ja. Das hier ist ein Raum, *in dem* sich DIE GANZE SITUATION BEWEGT. Wir sind nicht mehr in der Situation sondern in einem neuen Raum, und wir sind hier, die Situation ist jetzt ein ‚Etwas‘, ein neues Datum, dort, uns gegenüber.“ (ebd., 439)

Erst Handeln im „großen, offenen Raum“ wäre, um in der Begrifflichkeit dieser Arbeit zu sprechen, als ein Handeln in der Haltung der radikalen Autonomie zu bezeichnen. Um zu veranschaulichen, wie sich diese neue Art von Handlung ereignen kann, entfaltet Gendlin am Beispiel einer Tänzerin, zunächst rein phänomenologisch, die Interaktion

im „großen, offenen Raum“. Er bezieht sich dabei auf ihre eigenen Worte, die sie in ihrer Biographie niedergeschrieben hat (in welcher sie jene neue Art von Empfinden minutiös beschreibt):

„Isadora Duncan steht still, manchmal ganz lange. Sie spürt Tanzschritte, in die hinein sie sich bewegen könnte, aber sie fühlen sich nicht richtig an. Was sich richtig anfühlen würde, ist noch nicht klar. Sie ‚sucht‘, sagt sie, sie schaut, sie wartet darauf, dass das richtige Fühlen kommt, und sie ist bereit, es entstehen zu lassen. Dieses Suchen, Warten, Schauen und Zulassen ist eine Art Handlung, eine Art und Weise, sich auf etwas zu beziehen, mit etwas zu interagieren. Womit? Worauf? Es ist eine Interaktion mit ‚etwas‘, das sich richtig anfühlt, mit einer neuen Art des Fühlens, das an einem neuen Ort entstehen wird. Durch diese Interaktion werden neues Fühlen und neuer Raum erst geschaffen. [. . .] Dass Duncan auf eine neue Weise schaut, wartet, lässt verändert das, was entsteht, aber trotzdem stimmt es immer noch nicht ganz. Sie reagiert auf die sich verändernde Art und Weise des Fühlens, indem sie sich dazu anders verhält. Sie richtet sich auf einen Aspekt des Fühlens aus, den sie tanzen will und spürt ihm nach. Als Antwort auf dieses Ausrichten und Nachspüren wird das Fühlen selbst deutlicher, als ob etwas da wäre, eine Gegebenheit, ein Objekt, etwas in einem Raum, den es vorher noch nicht gab. Während das ‚Fühlen‘ (feel) sich bildet, versteht es sich sozusagen selber. Es bringt sein eigenes ‚ja, ja, genau. . . ‘ mit sich. Duncan ist mit sich ‚selbst‘ auf neue Art ‚in Berührung‘, wobei dieses nicht schon vorher da war und gewartet hat. Ein neues, verändertes, stimmigeres ‚Fühlen‘ ist da, ein Gefühl des ‚In-Berührung-Seins-mit. . . ‘. Dann erst tanzt sie etwas, das sie vorher nicht hätte tanzen können.“ (ebd., 398f)

Die Haltung, die Gendlin hier am Beispiel der Tänzerin beschreibt, kann, der Terminologie dieser Arbeit entsprechend, als radikale Autonomie bezeichnet werden. Aus dieser Haltung zu kommunizieren meint, nicht *innerhalb* der gegebenen Struktur (d.h. Routinen, Rituale, Schemata, Typisierungen usw.) der Situation zu handeln, sondern die Struktur der Situation *als Ganzes* stimmig voranzutragen: „Jedes Stückchen dieser neuen Sequenz ist ein verändertes Ganzes“ (ebd., 404). Der phänomenologische Hauptunterschied zwischen herkömmlichem Handeln im symbolischen Raum und Handeln in radikaler Autonomie liegt in der Pause, dem charakteristischen Innehalten, das es der Tänzerin in Gendlins Beispiel ermöglicht, eine völlig neue Art von Tanz zu tanzen, die kulturelle Routinen stimmig weiterentwickelt (voranträgt), ohne dabei jedoch in soziale Isolation zu verfallen.

Isadora Duncan wurde zu ihrer Zeit in der Welt der Kunstschaffenden geachtet und nicht etwa ausgestoßen und kann deshalb als konkretes Beispiel für die Haltung dienen, die im Rahmen dieser Arbeit entwickelt werden soll. Was genau tut sie, während sie innehält? Wie lässt sich der „große, offene Raum“ noch genauer charakterisieren?

„Der Raum, in dem Duncan den Ursprung stimmiger Bewegung sucht, hat, wie wir bemerkt haben, einiges mit einem zwischenmenschlichen Interaktionsraum gemeinsam. Sie interagiert mit einem ‚Fühlen‘ (feel), noch bevor es richtig da

ist. Sie sucht es, achtet darauf, wartet, lässt es kommen, verfolgt es weiter und richtet ihre Aufmerksamkeit darauf, spürt, ob es stimmig oder unstimmig ist - und das alles, bevor etwas klar als ein 'es' bezeichnet werden kann. Dies alles sind Handlungsweisen, die man auch in Beziehungen zu Personen oder Objekten in einem gewöhnlichen Situationsraum (den wir in Kapitel VII entwickelt haben) ausüben könnte. Interaktion findet normalerweise (und so weit wir es bis jetzt erörtert haben) mit einer Person oder einem Ding statt. Man folgt jemandem nach oder deutet auf etwas. Nun finden Interaktionen wie diese in einem neuen Raum statt, der durch diese Handlungsweisen entstanden ist, und diese Interaktionen lassen ein neues Gespür zwischen der Tänzerin und dieser neuen Art des 'Fühlens' entstehen.“ (ebd., 403)

Isadora Duncan hält inne und nimmt Bezug auf das Ganze des symbolischen Kontexts. Dies wird ihr möglich, indem sie ein Fühlen (feel) für das Ganze *in sich selbst* sich entfalten lässt und zu diesem Fühlen Bezug nimmt. Diese neue Art von Handlung nimmt den bisherigen symbolischen Kontext mit und entwickelt ihn weiter. Hätte sie sich lediglich im rein symbolischen Raum (PM-Kapitel 7) ereignet, so wäre die Veränderung lediglich „direkt-kreuz-kontextuell“ (ebd., 399), d.h.:

„Der Körper verfügt natürlich implizit über die Gesamtheit aller üblichen Kontexte. Wenn sich im Körper etwas ändert, sodass dadurch etwas Neues impliziert und erforderlich wird, kreuzt sich das bereits vorhandene System von Kontexten mit der neuen Art, wie der Körper jetzt ist. Aus dem Körper geht eine neue Sequenz unmittelbar direkt hervor, ohne die Pause, die wir jetzt diskutieren.“ (ebd.)

Was hat es nun mit der Pause auf sich? Was macht sie so besonders, so dass dadurch auf symbolischer Ebene gestoppte Prozesse vorangetragen werden können? Wieso öffnet sich durch das Innehalten ein neuer Raum, der in der Lage ist, „steckengebliebene“ Kommunikation im symbolischen Raum wieder zum Fließen zu bringen? In welcher Weise sind Sätze, die in der Pause entstehen, von anderer Art, als Sätze, die ohne Pause ausgesprochen werden?

Von diesen Fragen handelt der zweite Teil dieser Arbeit im ausführlichen Detail. Das Ziel dieser Ausführungen wird es sein, diese Art von Haltung für Menschen, die in sonderpädagogischen, pädagogischen und psycho-sozialen Kontexten arbeiten (werden), erlernbar und bewusst einnehmbar zu machen. Was ist hierfür hinweisgebend und zentrales Kriterium, das von hier aus als „Brücke“ mit hinübergenommen werden kann, in den zweiten Teil dieser Arbeit?

Wenden wir das Beispiel der Tänzerin direkt auf das Gebiet der Kommunikation an, so wird deutlich, dass das wichtigste Merkmal einer gelingenden Kommunikation in komplexen Situationen eine vorantastende Sprache ist. So, wie die Tänzerin immer wieder innehält, um der Stimmigkeit dessen, was sie tanzen könnte, vorherzufühlen, so kann auch ein Sprechender immer wieder innehalten, um einen neuen, gemeinsam - geteilten Raum zu öffnen, der steckengebliebene symbolische Kontexte, welche von

Logik und Allgemeinbegrifflichkeit gekennzeichnet sind (vgl. Abschnitt 2.2.2.2), als Ganzes voranträgt.

Das, was in einer Haltung der radikalen Autonomie ausgesprochen wird, ist impliziert (wird „gebraucht“, „erseht“, „gewünscht“) vom Gesprächsprozess und von den Menschen, die beteiligt sind, zugleich (Konkreativität). Es meint: Das, was in diesem Sinne gesagt wird, darf noch nicht zu (logisch) konsistent sein, da sich sonst die Explizierbarkeit des erlebt-Neuen verringert und weil dann die implizite „Verwobenheit“ mit der gegenwärtigen Gesprächssituation verloren ginge. Wenn man im Gespräch beim Entstehen von etwas Neuem eine allzu klare, durchkonstruierte Sprache und Grammatik verwendet, wie dies z.B. in einem wissenschaftlichen Text der Fall ist, so blockiert man damit die Entstehung von Konkreativ-Neuem. Mit logisch völlig in sich geschlossenen Sätzen lässt sich nur das sagen, was es schon gibt, vielleicht in anderen Worten, oder Variationen. Aber eben nicht das konkreativ-Neue, das den symbolischen Kontext *als Ganzes* verändert. Das konkreativ-Neue wird zunächst (phänomenologisch) lediglich implizit gefühlt. Man „bringt es noch nicht heraus“, sondern kommt gewissermaßen mit den Sätzen immer wieder da an, wo man schon früher war (entsprechend analog zu den oben beschriebenen bereits bestehenden kulturellen Routinen, Typisierungen, Schemata usw.).

Das, was zu sagen ist, darf andererseits auch nicht zu wenig in sich geschlossen sein. Denn sonst schwimmt das, was gesagt werden will, in einem unverständlichen Mischmasch von Worten, Blicken und Gesten und ist in diesem Sinne gar keine Kommunikation mehr (wenn Kommunikation, wie Luhmann sagt, erst dann als Kommunikation zu bezeichnen ist, wenn Verstehen erfolgt).

Zusammenfassend lassen sich drei verschiedene Stufen von Veränderung ausmachen:

1. Stufe: Keine Veränderung auf expliziter Ebene. Systeme, Individuen und Prozesse bleiben auf einer grundlegenden Ebene stabil. Keine Dynamik in der Kommunikation. Erstarrung, Rigidität. Individuen passen sich an das vorhandene System an und stellen „eigene Empfindungen“ zurück (vgl. auch Gruen, 2002, 2010; vgl. Abschnitt 1.4.2.3).
2. Stufe: Direkt-Kreuz-Kontextuelle Veränderung/Zirkularität, d.h. Veränderung, die im sozialen Ganzen Stabilität hervorruft, ohne dass sich dabei die Individuen (all zu sehr) verändern. Individuen tragen das System voran und das System trägt die Individuen voran, ohne dass dabei die „Verwobenheit in der Situation“ je als Ganzes gesehen und thematisiert wird (vgl. Luhmann „die Kommunikation kommuniziert“ / Abschnitt 2.2.2.6).
3. Stufe: Konkreativität, d.h. Veränderung, die im sozialen Ganzen durch eine sanfte Veränderung „dynamische Kontinuität“ erzeugt, obwohl (oder gerade weil) sich dabei auch die Individuen verändern. Das Ganze bleibt sich gleich, indem es sich verändert (wie es im Beispiel der Universität Chicago als sich dynamisch

verändernde Institution in Abschnitt 3.3.1.5 beschrieben wurde). Individuen tragen das soziale Ganze in dessen Entwicklung voran und das soziale Ganze trägt die Individuen in deren Entwicklung voran. Beides geht Hand in Hand. Zentrales Merkmal eines solchen Handelns ist ein *Innehalten und ein Bezugnehmen* des Individuums, wie es in dem Beispiel der Tänzerin gezeigt wurde.

Folgende Schlussfolgerung kann gezogen werden: Um ein Maximum an Explizierbarkeit des Ganzen in konkreativer (und somit radikal-autonomer und kooperativer) Kommunikation zu gewährleisten, ist in der Anfangsphase eine *mittlere logische Konsistenz* des Gesagten am sinnvollsten (vgl. Abbildung 7). Die Sätze, die man miteinander teilt,

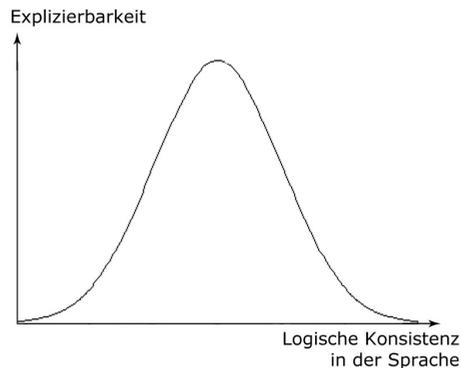


Abbildung 7: Eine mittlere logische Konsistenz in der Sprache erleichtert die Explikation von konkreativ-Neuem

müssen immer wieder „angetestet“, verworfen, Formulierungen neu versucht werden. Es darf zu Stockungen kommen, wenn eine angeschlagene Richtung sich falsch anfühlt. Es werden immer wieder Pausen gemacht, in denen sich der Sprechende mit dem eigenen Erleben „rückkoppelt“, um zu überprüfen, ob das, was er gerade sagt, wirklich trägt (d.h. noch der erlebten Intention des Zu-Sagenden entspricht bzw. mit dieser kongruent ist). So „stricken“ die Kommunizierenden die Sätze gemeinsam Stückchen für Stückchen voran, halten immer wieder inne, wie die Tänzerin in dem beschriebenen Beispiel. Sie beziehen sich dabei beide *auf ein inneres Gefühl für den gesamten Symbolkontext* und erzeugen so, im kommunikativen Miteinander, einen neuen, dritten, gemeinsam-geteilten Raum, der sowohl die individuelle, als auch die symbolische, als auch die reale Ebene umfasst (vgl. Reich, 2010) und alle drei zugleich in schöpferischer Weise voranträgt. Erst, wenn das konkreativ-Neue in gemeinsam-geteilter Weise sicher und belastbar ist, d.h. wenn die Beteiligten das Gefühl haben, dass das, was sie „vorantastend“ entwickelt haben, trägt, so können sie darauf aufbauen. Dann können sie daran arbeiten, grammatisch korrekte Sätze und darin tragbare Denkmuster zu entwickeln.

Diese Überlegungen sollen als Leitgedanken für den zweiten Teil dieser Arbeit dienen. Sie lassen sich von hier aus „mitnehmen“, um darauf aufbauend ein eigenes Prozessmodell zu entwickeln, das Konkreativität in der Kommunikation beschreibt (vgl. Abschnitt 4.2).

3.3.2.4 Die drei Räume des Prozessmodells im Vergleich

Die drei Räume des Prozessmodells sind ineinander verschachtelt, bauen aufeinander auf und erzeugen in ihrer höchsten Offenheit einen Raum, der der Haltung von „radikaler Autonomie“ entspricht.

Es ist noch einmal darauf hinzuweisen, dass die Räume des Prozessmodells von anderer Art sind als der cartesische Raum, der durch Länge, Breite und Tiefe definiert wird. Da sie sich in ständiger Veränderung befinden, kann man sie auch als Prozessräume bezeichnen. Gestoppte Lebensprozesse (Implizieren-und-Geschehen) können Verhaltensprozesse eröffnen (der Körper, der seine eigene Bewegung fühlt). Gestoppte Verhaltensprozesse wiederum können symbolische Prozesse eröffnen (Symbolisierung von Verhaltensmöglichkeiten). Und gestoppte symbolische Prozesse schließlich können, zunächst bei einzelnen Individuen, „große, offene“ Prozesse eröffnen. Letzteres kann als Basis gelten für Kooperation als ein (auf den gesamten Symbolkontext bezugnehmendes) Handeln, das die Lebens-, Verhaltens- und symbolischen Prozesse integriert und als Ganzes voranträgt. Tabelle 8 gibt einen zusammenfassenden Überblick über die wichtigsten Merkmale der Räume des erweiterten Modells (PM-Kapitel 6-8).

Insbesondere das Handeln mehrerer Individuen, die *gemeinsam* einen „großen, offenen Raum“ erzeugen und miteinander an diesem teilhaben, ist vergleichbar mit dem, was im ersten Kapitel der Arbeit bereits vorläufig als haltgebende und kooperierende Kommunikation charakterisiert wurde (vgl. Abschnitt 1.3). Es ist dann eine spezifische Bezogenheit auszumachen, die dem Heimatbegriff Moors entspricht. Der gendlin'sche „große offene Raum“ ist in diesem Fall durchaus vergleichbar mit dem „dritten Raum“ Moors (vgl. Abschnitt 1.2.2). Wird in einer entsprechenden Haltung kommuniziert, so ist eine fluide Identität die Folge, die sich immer wieder aufs Neue sowohl an das Gegenüber als auch an veränderliche situative Gegebenheiten anzupassen (bzw. diese stimmig voranzutragen) vermag (vgl. Abschnitt 1.3.4). Sie ermöglicht im Zusammenspiel von Individuum und sozialem System eine „Balance“ (als *gleichzeitige* Verwirklichung von Extremen oder Gegensätzen), wie sie in Abschnitt 1.3.2 beschrieben wurde. Sie entspricht dem Autonomiebegriff, wie er in Abschnitt 1.4 entwickelt wurde. Sie geht also von Autonomie als Verantwortungsübernahme für den sozialen Anderen aus (analog zu den Gedanken von Speck, vgl. Abschnitt 1.4.1), gibt den Entwicklungskräften des Organismus Raum (analog zu den Gedanken von Rogers, vgl. Abschnitt 1.4.2.1), ermöglicht tätige Bezogenheit (analog zu den Gedanken von Fromm, vgl. Abschnitt 1.4.2.2), entwickelt systematisch das Eigene als etwas, was in das soziale

	Implizieren- und Geschehen	Verhaltensraum	symbolischer Raum	„Großer, offener“ Raum
Zentraler Begriff	Prozess	Verhalten	Handeln	Innehalten und Bezug nehmen
Grundlage	Körper-Umwelt-Verschänkung	Körper-Umwelt-Verschänkung; Implizieren-und-Geschehen	Körper-Umwelt-Verschänkung; Implizieren-und-Geschehen; Verhaltensraum	Körper-Umwelt-Verschänkung; Implizieren-und-Geschehen; Verhaltensraum; symbolischer Raum
Bewegung/ Dynamik	geschlossene Zyklen	Körper in Relation zur Umwelt	Körper in Relation zur Umwelt; Körper, Mimik, Gestik und Sprache in symbolisch „herangeholtem“ Verhaltenskontext	Körper in Relation zur Umwelt; Körper, Mimik, Gestik und Sprache in symbolisch „herangeholtem“ Verhaltenskontext; Körper und symbolisches Handeln in erschaffenen, neuen Symbol-Kontexten
Vorantragen von...	Impliziertem	Gestoppten Prozessen	Gestoppten Prozessen und Verhalten	Gestoppten Prozessen, Verhalten und Symbolik
Freiheitsgrade	0	1	2	3
Bei Stopp	„Prozessstopp“ bringt einen offenen Zyklus hervor, der durch seine wachsende Sensibilität für Umwelteinflüsse Verhaltensmöglichkeiten öffnet.	„Tanz der kämpfenden Tiere“ erzeugt im gestoppten Verhaltenskontext einen neuen, symbolischen Raum, der Bedeutung tragen kann und dadurch Handlungs- (statt bisher nur Verhaltens-) Möglichkeiten öffnet.	Innehalten und direkte Bezugnahme erzeugt im gestoppten symbolischen Kontext, der seinerseits den gestoppten Verhaltenskontext umfasst, einen „großen, offenen“ Raum, der alle darunter liegenden Kontexte (Verhaltenskontexte und symbolische Handlungs-Kontexte) zugleich vorantragen und fortsetzen kann: Radikale Autonomie.	„Radikale Autonomie“ trägt nur dann, wenn sie von <i>allem</i> (relevanten) Beteiligten eines Systems als sinnvolle Haltung gewollt und anerkannt ist. In Systemen, die stark auf zirkuläre Stabilität und auf eine feste (statt „fluide“) Identität ausgerichtet sind, ist es möglich, dass eine einzelne in radikaler Autonomie kommunizierende Person langfristig gesehen isoliert und ausgeschlossen wird.

Tabelle 8: Die drei Räume des Prozessmodells (Gendlin, 2015)

System als Ressource eingebracht werden kann (analog zu den Gedanken von Gruen, vgl. Abschnitt 1.4.2.3) und unterscheidet sich damit von dem, was gemeinhin unter (narzißtischer) Selbstverwirklichung verstanden wird (vgl. Tabelle 3, Seite 98).

3.3.3 Prozessphilosophie und systemtheoretisches Denken

Die Prozessphilosophie integriert systemtheoretisches Denken und geht zugleich darüber hinaus.

Das Prozessmodell hat viele Ähnlichkeiten mit systemtheoretischem Denken, hier insbesondere mit Luhmanns Variante der Systemtheorie (vgl. auch Abschnitt 2.2.2.6). Die wichtigste Gemeinsamkeit liegt darin, dass sowohl in Gendlins Körper-Umwelt-Prozess als auch in der Verschränkung von (sozialem) Kommunikations-System und (individuellem) Bewusstseins-System durch Sprache (strukturelle Kopplung) das System (bzw. der Körper) und die Umwelt als nicht-getrennt-existieren-könnend angesehen werden. Auch die Systemtheorie denkt also ein „Interaktion zuerst“ als Grundprinzip. Außerdem sind auch die Systeme der Systemtheorie immer in Bewegung, sind Prozess. Sie existieren nur so lange, wie der Prozess weiterläuft.

Die wichtigsten Unterschiede zwischen Prozessdenken und systemtheoretischem Denken:

- Das Prozessmodell macht nicht den Versuch, vom erlebenden Individuum derart weit „wegzuabstrahieren“, dass das Modell ohne die Subjektivität desjenigen, der es geschrieben hat bzw. desjenigen, der es liest, funktioniert. Es wird nur dann verstehbar, wenn man als Leser innerlich „mitgeht“ und beispielsweise selbst erlebend nachvollzieht, was das Implizieren ist (es wird ja gerade nicht „geschlossen“ definiert, sondern mit immer weiteren Bedeutungsfacetten angereichert). Auch der Körper im Prozessmodell ist nicht nur ein abstraktes gedankliches Konstrukt, über den man in einer Umwelt-1-Beobachterperspektive berichtet, sondern zugleich auch der konkret vor sich gehende Umwelt-2/3-Körper-Prozess des Prozessmodell-Lesens/Schreibens selbst, aus dem heraus man liest (bzw. aus dem heraus Gendlin das Modell schreibt). Das Prozessmodell ist gewissermaßen selbst ein Beispiel für das, was es beschreibt.
- Kommunikation *ist* im systemischen Denken das soziale System. Im Prozessdenken hingegen ist Kommunikation ein neuer Raum zweiter Ordnung, der den Verhaltensraum überschreitet (welcher wiederum das Implizieren gestoppter Prozesse fortzusetzen vermag). Sie ist damit zugleich die Grundlage für einen neuen Raum dritter Ordnung, der Kommunikationssysteme als Ganzes überschreiten und voranzutragen vermag.
- „Biologie“, „Bewusstsein“ (Individuum) und „Kommunikation“ (soziales System) werden im systemischen Denken (v.a. bei Luhmann) als getrennte, jeweils ope-